

Zeitschrift: Neues Berner Taschenbuch
Band: 36 (1930)

Artikel: Die alte Kavalleriekaserne : die Geschichte eines Provisoriums : ein Kapitel bernischer Bau- und Gelehrten-geschichte
Autor: Tschirch, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-130014>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die alte Kavallerietasferne.

Die Geschichte eines Provisoriums.

Ein Kapitel bernischer Bau- und Gelehrtengegeschichte von Professor A. Tschirch.

Wenn man von Zürich kommend in den Bahnhof Bern einfährt, so sieht man linker Hand zunächst ein großes, stattliches Gebäude, das fast einer Ruine gleicht. Der Fuß fällt allenthalben von der Fassade, die überall die Spuren starker Verwitterung zeigt. Man fragt sich erstaunt: Sind dies Spuren des Berner Bebens vom Jahre 1888 und fragt den Nachbarn im Coupé: „Wem gehört denn eigentlich dies alte Haus?“ Da erfährt man denn, daß es bis vor kurzem dem Kanton Bern zu eigen war, daß es aber jetzt der Eidgenossenschaft gehöre. „Nicht möglich,“ sagt dann der Fahrtgenosse regelmäßig. „Und warum läßt die hohe Behörde das Gebäude so verlottern?“ Weil es dem Untergang geweiht und dazu bestimmt ist, Neubauten der Postverwaltung oder der Neugestaltung des Bahnhofes weichen zu müssen, wenn die neuen Universitätsbauten 1931 bezogen sein werden.

Nun, nachdem das Haus seine Glanzperiode hinter sich und den Untergang vor sich hat, will ich ihm einen Nekrolog schreiben, wie ich einen solchen auch der alten, vor 24 Jahren dem Erdboden gleichgemachten Staatsapothekē gewidmet habe.¹⁾ Es scheint mein Schicksal zu sein, als Leichenredner interessanter Bauten aufzutreten, wie es ja auch mein Schicksal ist, mitzuraten, wenn neue Institute zu erstellen und einzurichten sind.

¹⁾ Schweiz. Apothekerzeit. 1916 Nr. 35. Abgedruckt in meinen „Lebenserinnerungen“ 1922.

Es lohnt sich, diesem Hause, das seine wüste Hinterfront der Bahnlinie zugehrt, aber von vorn, vom Bollwerk gesehen, eine recht stattliche, ja sogar, was die Verhältnisse betrifft, schöne Fassade besitzt, einen Nachruf zu widmen, denn es ist aufs engste verknüpft mit der größten baulichen Umwälzung, die unsere gute Stadt Bern seit 100 Jahren in ihrem obersten Teile erlebt hat. In den andern Stadtteilen ist aber doch noch so viel vom Alten stehen geblieben, daß Bern der Ruf, eine schöne alte Stadt zu sein, immer noch mit Recht zukommt.

Will man nun die Geschichte eines bernischen Baues zurückverfolgen, so wendet man sich zunächst an den vortrefflich orientierten Bundesarchivar Professor Türl er. Der kennt die ältere Topographie von Bern und kennt die Quellen, durch welche man Näheres erfährt. Ihm verdanke ich denn auch alle Angaben über die ältere Geschichte dieses Hauses. Ich kenne es erst seit 1877 und wußte nur, daß es ursprünglich an einer anderen Stelle, etwa dort, wo jetzt der Bahnhof liegt, gestanden hatte. Wo also lag es früher, wann wurde es gebaut und wann an seinen jetzigen Platz gebracht?

* * *

Wie die Gegend um das Spital zum heiligen Geist 1607 aussah, ersieht man am besten aus der bekannten, von Gregor Sinding er gemalten Tafel, die Ed. v. Rodt 1915 neu herausgegeben hat (Verlag A. Francke). Im Westen gab es noch keine Schanzen, die Stadt war begrenzt von der vieltürmigen Mauer und dem Wallgraben, der aber im Norden zum Entengraben (I) degradiert und im Süden zum Hirschengraben geworden war. Neben dem kleinen, innerhalb der Stadtmauer liegenden Spital zum heiligen Geist mit seinem spitzen Turm lag das mächtige Christoffeltor (M).

Erst auf der Karte „Grundriß von Bern, verfertigt durch Carl von Sinner 1790“ finden wir die mächtigen

Fortifikationen (F), die große und die kleine Schanze und dementsprechend die Stadtmauer in Auflösung. Auf dieser Karte liegt nun rechtwinklig zum Burgerspital ein langgestrecktes Gebäude, das als „Kleinzeughaus und Wagenschopf“ bezeichnet ist und das nun nichts anderes ist als die Urzelle unserer alten Kavalleriekaserne, von der dieser Aufsatz handelt (B auf allen Plänen).

Erklärung der Zeichen.

- A = Burgerspital.
- B = Kavalleriekaserne (Artillerieschopf).
- Bh = Projektirtes Bundesratshaus.
- C = Kavalleriestallungen (Wagenschopf).
- C₁ = Dito.
- D = Schellenwerk (altes Zuchthaus).
- E = Narbergertor (äußeres Solattenmattgastor).
- F = Große Schanze.
- G = Neues Zuchthaus.
- H = Solattenmattgastor.
- I = Alter Wallgraben.
- K = Alte Stadtmauer.
- L = Bärengraben (neben H).
- L = Neue Lage des Bärengrabens.
- M = Christoffelturm.
- N = Heiliggeistkirche.
- O = Murtentor.
- P = Zwischen den Thoren.
- R = Bastion Hohe Liebe.
- S = Narbergergasse.
- T = Neuengasse.
- U = Postgebäude (jetzt Telephonzentrale).
- V = Bahnhof (Kopfstation).
- W = Kavalleriekaserne, an den neuen Ort verlegt.
- Z = Spitalgasse.

Von ihm heißt es in der Beschreibung der Stadt und Republik Bern, 2. Teil, 1796, auf S. 32.

Das neue Zeughaus verdient vorzüglich einen Platz unter den merkwürdigen Gebäuden der Stadt. Es steht zwischen den Thoren; in der Mitte vom Spital gegen das Schellenwerkhaus. Die Fremden können es zwar von innen selten beschauen, aber sein Aeußerliches verkündiget schon eine gute Eintheilung, Anständigkeit, Nettigkeit, Umfang; es ist ohne Pralerei, simpel und doch

in einem sehr guten Geschmack in der Baukunst hingestellt. Das Gebäude stehet nicht nur an einem sehr schicklichen Ort, ist auch ohne allen Aufsehen erregenden Pomp, wie man andern Gebäuden den Vorwurf hat machen wollen; dafür aber ist es desto bequemer eingerichtet. Das Ganze entspricht so sehr dem Zweck, wofür es da ist, daß man es zu einem Muster von Zeughaus geben kann. Die Höhe ist nur ein ansehnliches Stockwerk und das ist gerade was bey eiliger Hülfe recht gut ist. Unten aber sind weite Gallerien, und dieses nützliche Gebäude schließt einen geräumigen Hof ein. Für Küstwagen, Zelten und schwere Artatur, ist daselbst hinlänglich Platz, und man kann auch die Mannschaft darinn versammeln. Im erforderlichen Falle kann dieses Zeughaus noch erweitert werden.

Ueber die Entstehung dieses Hauses geben die Ratsmanuale und die Kriegsratsmanuale im bernischen Staatsarchiv folgende eingehende Auskunft.

Für den Bau des Bürgerospitals wurde ein Teil der Besizung in Anspruch genommen, die der Rat zu diesem Zwecke im Jahre 1732 von der Witwe Rosina Frisching, geb. Wyß kaufte. Das Wohnhaus selbst und das freigebliebene Terrain, die östlich vom neuen Spital lagen, wurden für die Bauzeit dem Werkmeister zur Benützung überlassen. Als 1746, vier Jahre nach Vollendung des Spitals, der Werkmeister immer noch über den Platz verfügte, richtete der Rat an die Bennerkammer, d. h. an die aus dem Deutschseckelmeister und den vier Bennern bestehende Finanzbehörde, „das Ansinnen“, „das Nachdenken zu haben, was mit diesem Früschtig- oder Frisching-Haus und Platz zu thun sey“ (24. Mai 1746). Aber erst ein Jahr später kam diese Frage in Diskussion, als das Direktorium des Bürgerospitals das Gesuch stellte, dort einen Stall und eine Scheune zu errichten als Ersatz für ihren durch die Erstellung der Reitschule auf dem Graben (am Kornhausplatz) verdrängten Stall (13. Juni 1747). Im Ratsaal machten sich sofort andere Meinungen geltend; die einen schlugen vor, den Viehmarkt vom Bärengraben (auf dem Bärenplatz) nach dem verfügbaren Platz zu versehen, die andern wünschten

diesen für einen „Zeughausſchopf“ zu „destinieren“ (26. Juni). Die Bennerkammer gab aber dem dritten Vorſchlag den Vorzug, da die Rückſicht auf „die allgemeine Sicherheit des Vaterlandes“ vorangehe und empfahl, den Platz dem Zeughaus zu übergeben, damit dort „ein Artilleren Schopf“ erstellt und eine Werkſtatt für Wagnerarbeit zugerüſtet werde (29. Juni). Der Kleine und der Große Rat (die 200) ſtimmten am 12. Juli dem Antrage zu und beauftragten die Kriegsräte, einen Plan und Devis „zeuchen“ zu laſſen und ihr bei-läufiges Befinden vorzulegen. Mit der Ausführung des Auftrages betraute der Kriegsrat den Rats Herrn und Zeugherrn Samuel Tillier, den Oberſt Vincenz Sinner und den Feldzeugmeiſter Samuel Otth (13. Juli), deren Gutachten nach $\frac{5}{4}$ Jahren (am 22. November 1748) mit Plan und Voranſchlag dem Auftraggeber vorlag und von dieſem gebilligt wurde. In der Ueberweiſung an die 200 heißt es:

„Dieſer Plan und devis nun wird Eurer Hohen Gnaden hiermit vorgelegt und als derjenige angerathen, bey deme der Platz beſtens möglich zu nuze gezogen, der nach der weiſe eingerichtet, wie es der Gebrauch des Gebäues erfordert, auch dem dabeyſtehenden großen Spithal-Gebäu zur Zierde dienet und entlichen in einem angemessenen Preiß zu ſtehen kommt.“

Der Devis lautete: „Steinhauer und Bildhauerarbeit thut Kr. 5254, bz. 10.— Zimmer- u. Deckenarbeit ſamt demjenigen ſo von Sturzblech zu machen 2297. 10.—.

Darzu wird noch erforderet: 296 Kählträmel, 124 Kiegholz, 209 Rafen, 124 Bäum 2 Zoll dick Laden, 16 Bäum $1\frac{1}{2}$ Zoll dicke Laden, 39 Bäum Dachlatten, 4 Bäum zu Firſthölzli, 600 Schu eichig Holz, 12000 alte Ziegel vom Friſching Haus. Schloſſer Arbeit 456 Kr. 17 bz., Gipſer, Mahler- u. Bſchieſſer arbeit 558 Kr. 17 bz. Summa Kronen 8566, bz. 17.

Da der Stein, der damals zur Verfügung ſtand, „ſehr

schlecht und von allzu weicher Art" war, mußte das Bauamt „einen neuen Bank der Oftermaniger Fluh abdecken lassen“.

Die nicht ohne Einwendungen am 29. November erfolgte grundsätzliche Genehmigung des Vortrages durch die 200 ist protokolliert in der Form eines

„Bedels

an Meine hochgeachten Herren die Kriegsräte. Ausführlich vernemend Meine gnädigen Herren und Oberen (die 200) durch Ihren Meiner hochgeachten Herrn Vortrag und hiernebst allen Schriften und Plans zurückkommenden Extract Devises, auf welchem Fuß der Bau zu Verwahrung des Kriegsgeräths an Proviant- und Munitions-Wägen, Lavetten etc. bey dem neuen Spithal alhier könnte bewerkstelliget und daß darzu die Summ von 8566 Kr. 17 bz. erforderet werde. Da aber vor Hochgedachten Ihr Gnaden wieder die vermeinendt unbequeme Lage des Platzes und da der Wind nicht genugsam durchstreichen kan, sowohl als ratione der Einrichtung des Schopfs selbstn andere und verschiedene Gedanken gefallen, welche Sie Mehgh. mit mehrerem selbs angehört, als erachtend MeGh. am besten, sothanes Gebäuw Ihnen Mngh. ohne weiteres eintreten zu übergeben und dessen Execution zeüberlassen, der meinung, daß Sie Mehgh. zu dem End sich des ferneren berachten und entschliessen, so daß zu währschafter und Ihr Gn(aden) Intent angemessenen Execution diejenigen Persohnen berueffen und ernennen sollend, welche Sie am tüchtigsten finden werdend. Und diene anben Ihnen Mngh. zuwüssen, wasmassen der Befehl an Mehwh. (meine hochwohlgeehrten Herren) des Bauwampts ergangen, Ihnen mit verschaffung der Materialien von Holz, Stein etc. und in so weith Sie Mehgh. es begehren werden, mit Raht und That an die Handt zu gehen und beholfen zu seyn.“

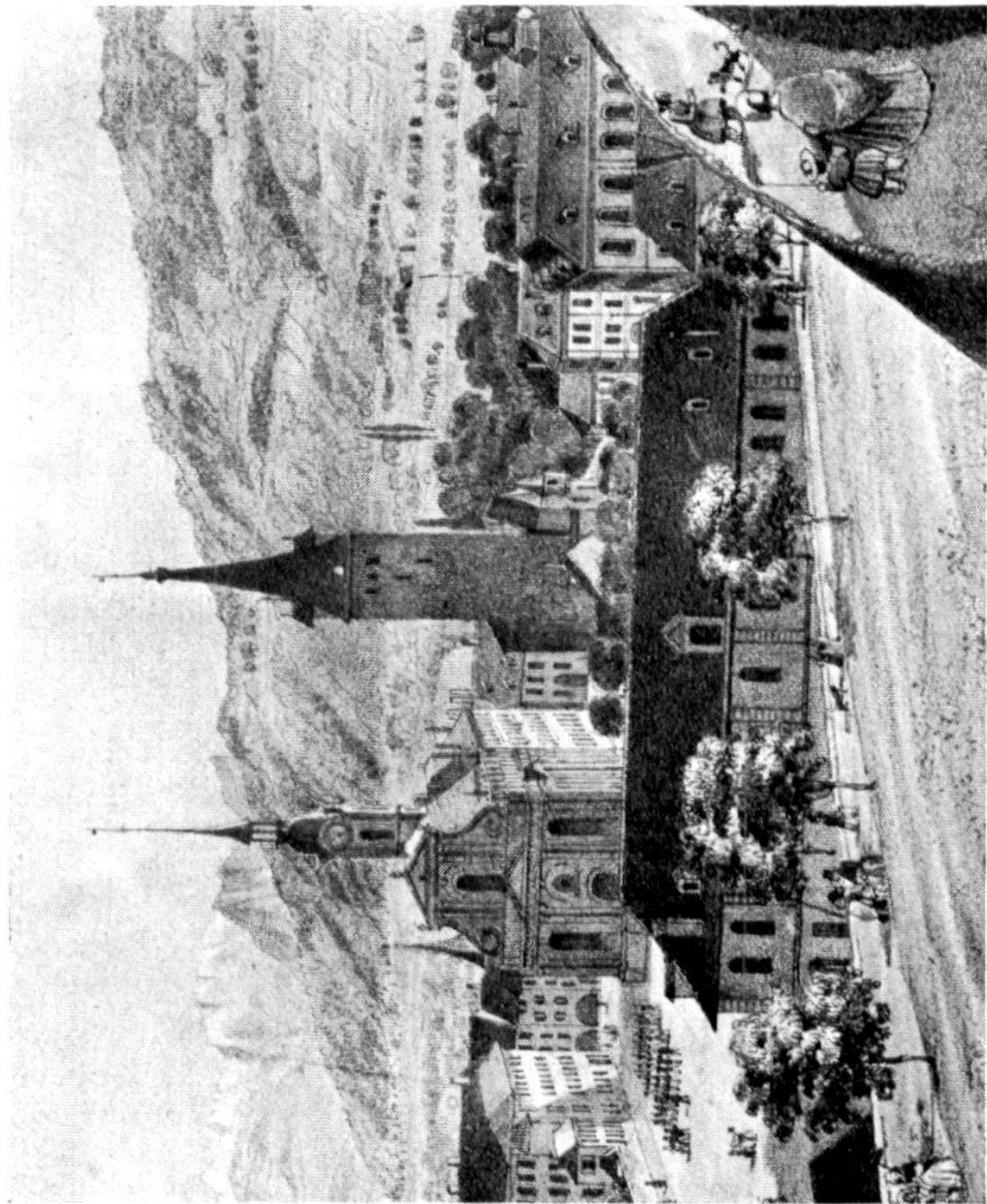
Sofort erhielten Zeugherr Tillier und Feldzeugmeister Otth den Befehl, nochmals die vorgeschlagene Baustelle und die eingereichten Pläne zu „erbaun“, aber am 13. März 1749 erkannte der Kriegsrat, es könne kein angemessenerer Ort für den Bau gefunden werden und es müsse bei dem gemachten Plane, wonach der Bau mit dem Spital einen rechten Winkel zu bilden habe, sein Bewenden haben. Doch wurden am Vorschlag folgende Aenderungen vorgenommen: „wegen dem fetten und Salpeter zeugenden Grund sollen an den vier Fassern des Gebäues hartsteinerne Fasen Stück gesetzt werden, bey den Fenstern und Thüren in ganzer Mauerdicke, darzwischen nur 1 Schu dick und 2 Schu 2 Zoll hoch; auch außenher unter die 25 steinerne Pilasters 2' breite und 1½' hohe steinerne Postament; ferners zwischen den Pilasters unter die hölzerne Spreizen hartsteinerne Fasen Stück in all weg ein' haltend; es sind auch die untern Fenster gleich hoch mit den oberen zu machen und die auf dem ersten Boden mit eisernem Gitterwerk zu versehen; denne werden auch vor (für) die acht in diesem Gebäü befindliche Thor so viel eiserne Spreizel gatter, den Wind durch das Gebäü, wan es von nöhten, streichen zu lassen, gemacht werden; ist auch eine zweite hölzerne Stegen in dem Gebäü zu machen; weilen ein Laden-Boden auf dem steinernen Pflaster in dem noch neuen Gebäü bald von Fäulung angegriffen würde, wird der Posten gestrichen; ein Sali und eine Werkstatt zu machen, ist auch nicht notwendig.“ Die „Taglöcher“ (Tür- und Fensteröffnungen) sollten „ohne überflüssige Ornamente“ und alle gleich gemacht werden.

Durch diese Aenderungen erhöhte sich der Devis auf Kr. 9250 bz. 3. Tillier und Otth hatten die Oberleitung des Baues zu übernehmen; dem Benner Joh. Jak. Otth lag es ob, die „Verdinge“ oder Werkverträge abzuschließen. Die Ausführung übernahmen der Stein-

werkmeister Abraham Wild, der schon eine Reihe stattlicher Privatgebäude in der Stadt erstellt hatte, und der Holzwerkmeister Emanuel Behender. Wild stellte die Bedingung, daß ihm zwei Radzüge aus dem Werkhose und ein hölzerner Schirmbau (Schärm), 60 ' lang und 35 ' breit, zur Verfügung gestellt würden. Der Bauherr vom Räte Johannes Fischer wurde um die Bewilligung ersucht, den Sandstein vom sog. „Kilchenbank“ brechen zu dürfen. Die 100 benötigten „Kählträmel“ hatte der Landvogt von Frienisberg zu beschaffen.

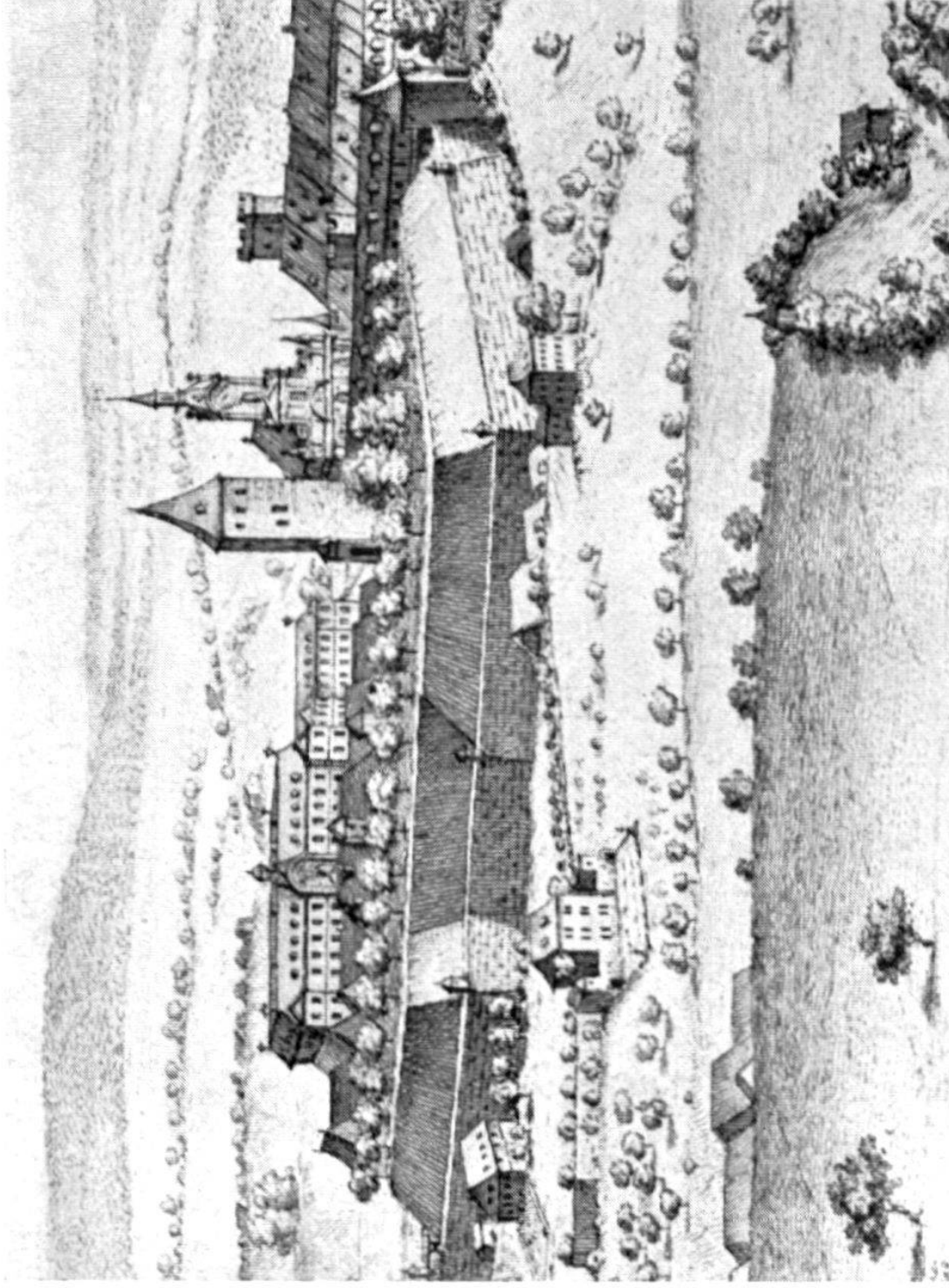
Bald machten sich neue Wünsche geltend: es wurde im Räte angeregt, das neue Gebäude um ein oder zwei Stockwerke zu erhöhen und diese dem Burgerspital als Kornböden zu überlassen, wodurch im Großen Kornhaus Raum frei würde. Dem Kriegsrat fiel es nicht schwer, diese Anregung zu bekämpfen: die Fundamente und das angefangene Mauerwerk sei nicht stark genug, zwei weitere Stockwerke zu tragen, wohl aber eine Attika bei Verstärkung des Mauerwerks der ersten Etage; die 60 ' langen „Kählträmel“ müßten zu teuern Preisen von Privaten gekauft werden. Wenn die neue Artillerie gegossen und auf Laveten gelegt werde, müsse sie und dazu noch die im Tillierturm (beim Waisenhaus) liegende „geschwinde Artillerie und die Falconet“ und überhaupt alle andere Artillerie und andere Kriegsgerätschaften aus den bestehenden baufälligen und der Feuergefährdung ausgesetzten Artillerieschöpfen in das neue Gebäude verlegt werden. Es sei auch nicht ratsam, den Zutritt in das letztere andern Personen als den Beamten und Angestellten des Zeughauses zu gestatten. Die Anregung war damit erledigt.

Am 3. April 1750 beschloß der Große Rat, das Dach mit „Schieferplatten oder ardoises“ zu decken, was nur um 441 Rr. höher zu stehen komme als ein Ziegeldach.



Ausschnitt aus „Ansicht von Bern. Von der Sternwarte aus gezeichnet“,
von J. F. Wagner. Kurz vor 1856. Im Vordergrund die Rückseite der
Kavalleriefaserne an ihrem alten Platz.

(Schweiz, Landesbibliothek Bern.)



Ausschnitt aus „Prospect der Stadt Bern von der Mittagseite“ von J. S. Aberli,
gestochen von Adr. Zingg, 1758.

(Schweiz. Landesbibliothek Bern.)

Zwischen Burgerspital und Christoffelturm schaut der „Artillerieschopf“, die spätere Kavalleriekaserne, hervor. Rechts neben der Heiliggeistkirche die Zinnen des innern Golatenmattkastores, im Vordergrund die kleine Schanze.

Dazu wurde es jedoch nötig, in den benachbarten Städten die Konstruktion solcher Schieferdächer kennen zu lernen.

Dieser sog. Artillerieschopf (B auf allen Plänen) wurde wohl im Jahre 1752 fertig. Er stand also genau rechtwinklig zur Längsachse des Bürgerospitals, sein Ostflügel war dort, wo jetzt die Wartfäle des Hauptgebäudes des Bahnhofs liegen. Seine nordöstliche Ecke traf auf den Eingang des heutigen Transitpostbureaus.

Als im Jahre 1753 das erste Stockwerk noch leer stand und die reiche Getreideernte wieder Raummangel im Kornhause bewirkte, machte der alt Benner Beat Jakob Tscharner darauf aufmerksam, daß jenes Stockwerk dem Bürgerospital zur Lagerung von Getreide eingeräumt werden könnte; der Rat ging aber nicht darauf ein.

Für das stetig zunehmende Kriegsmaterial wurde nach einer Reihe von Jahren der verfügbare Raum zur Aufbewahrung zu eng. Um eine bequeme Ergänzung des Artillerieschopfes anlegen zu können, erwarb der Rat in vorsorglicher Weise im Jahre 1772 von der Witwe des Münsterwerkmeisters J. J. Jenner deren Besizung, die zwischen dem Artillerieschopf und der Schanze bis zum äußern Schallenhause lag. Die Verwendung des Plazes erfolgte erst 3 Jahre später, als der Kriegsrat vorstellte, für „die im Zeughause sich täglich vermehrenden Fuhrwerke und andere Gerätschaften“ müsse nun der vorgesehene Bau ausgeführt werden. Die 200 beschlossen denn auch am 6. September 1775 ¹⁾ die Errichtung des Gebäudes nach dem Plane des vielverdienten Steinwerkmeisters Nikl. Sprüngli und des Holzwerkmeisters Eman. Behender, und bewilligten dafür einen Kredit von 2521 Kr. 23 bz. 3 Xr. Der Bau sollte 230' lang und 38' breit werden, aus einer Mauerohle, sonst aber ganz aus Holz und aus zwei Stockwerken bestehen. Doch wurde später die Höhe auf

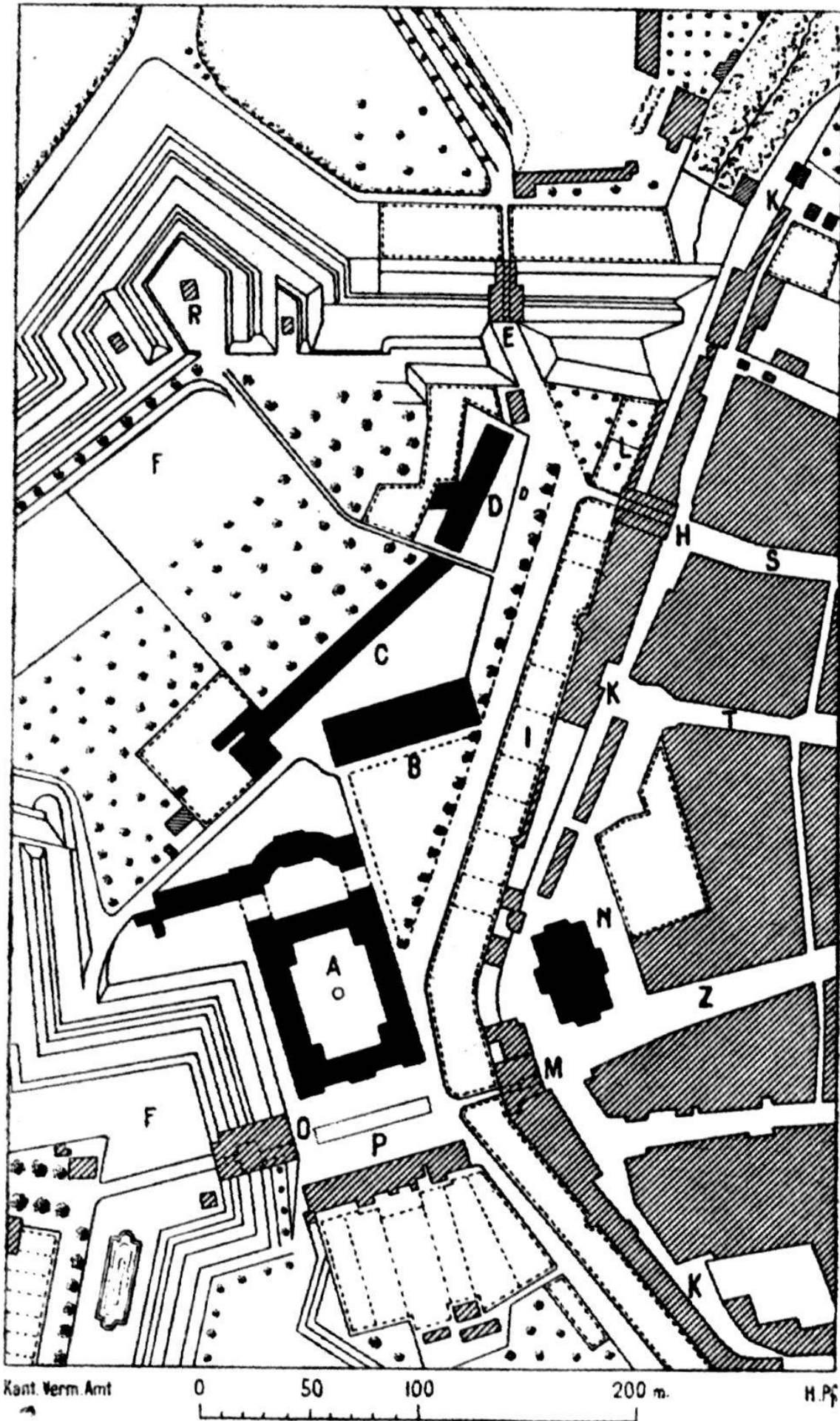
¹⁾ Ratsmanual 380, S. 193.

ein Stockwerk beschränkt und dafür eine Einfahrt in den Estrich erstellt.

Der Bau schritt unter der Oberaufsicht des Feldzeugmeisters Bernhard Joh. Sinner nur langsam vor, und als Sinner am 21. August 1778 starb, trat ein Unterbruch in den Arbeiten ein. Im Dezember ergab sich, daß der bewilligte Kredit um 535 Kr. überschritten war. Da aber der „Schopf“ 50' länger und 2' breiter geworden und eine Einfahrt mehr als der Devis vorgesehen hatte, ausgeführt war, wurde „der Exzedent“ ohne weiteres genehmigt. Durch eine Umfassungsmauer schuf man einen geschlossenen Hof zwischen Artillerieschopf und diesem bald „Wagenschopf“ genannten Gebäude (C auf allen Plänen).

Die ganze Anlage stand außerhalb der hohen Stadtmauer, vor dem sog. Entengraben. Diesem entlang erstreckte sich bis auf die Höhe des am Eingang der heutigen Narbergergasse gelegenen Golatenmattgastores eine Baumreihe, welche die südöstliche Ecke des Artillerieschopfes streifte. Der Weg führte dann weiter am damaligen Bärengraben (L) vorbei zum Narbergertor (E auf allen Plänen), das vorher äußeres Golatenmattgastor geheißen hatte und einen Turm mit einem dunkeln Tordurchgang besaß. (Siehe die Abbildung.)

Zur Zeit des Untergangs des alten Bern, als nach dem unglücklichen Gefecht im Grauholz der französische General Schauenburg mit seinen Truppen Bern besetzt hielt, erlebte unser Artillerieschopf, der jetzt den passenden Namen Neues oder Neußeres Zeughaus führte, Auferstehung als Kaserne, da der Herr General für seine Soldaten eine Unterkunft brauchte — es wurde zur Kavallerie-Kaserne, und seit dieser Zeit ist ihm der Name geblieben. Innert kürzester Zeit mußten die Einrichtungen für die neue Bestimmung geschaffen werden, was dank dem Drängen Schauenburgs, aber auch der mit unerträglichen Cinquartie-



Ausschnitt aus dem „Grundriß von Bern“ verfertigt durch
Carl von Sinner 1790.

rungen überladenen Bürger bis zum 18. September bewerkstelligt wurde.¹⁾ Am 1. März 1800 lagen dort helvetische Husaren und Wachen der Behörden, am 1. Januar 1801 dazu noch helvetische Artillerie. Der Wagenschopf eignete sich gut zu Stallungen (C), die nachher noch durch solche an der Straße (C¹) vermehrt wurden.²⁾ Diese letzten sind auf späteren Plänen als Heumagazin bezeichnet.

Die Kavalleriekaserne wird in den Schriftstücken jetzt immer als Kaserne Nr. 3 bezeichnet. Wie mir Prof. Türler mitteilt, gab es noch zwei weitere: Nr. 1, das einstige Dominikanerkloster und spätere Kommerzienhaus, lag hinter der französischen Kirche, und Nr. 2, das neue Kornhaus des Bürgerospitals, an der Stelle des heutigen Progymnasiums am Waisenhausplatz.

In der Mediationszeit (1803—1813) stand die Kavalleriekaserne der reitenden Artillerie zur Verfügung,³⁾ dann diente sie vorübergehend als Militärhospital,⁴⁾ doch wurde die Benützung durch die Kavallerie wegen der nahen bequemen Stallungen nicht aufgegeben. 1831 wurde der Vorschlag gemacht, auf das Gebäude ein zweites Stockwerk aufzusetzen, um Militäreffekten, namentlich 6000 neue „Kaputröcke“ dort unterzubringen.⁵⁾

Aber der Plan kam wegen der hohen Kosten nicht zur Ausführung. Vielmehr wurde in den nunmehr friedlicheren Tagen der Wiedermeierzeit das Gebäude einer ganz anderen Bestimmung zugeführt und 1832 teilweise zu einem Kaufhause eingerichtet. Als Kaufhaus ist das Gebäude noch auf dem Situationsplane für die

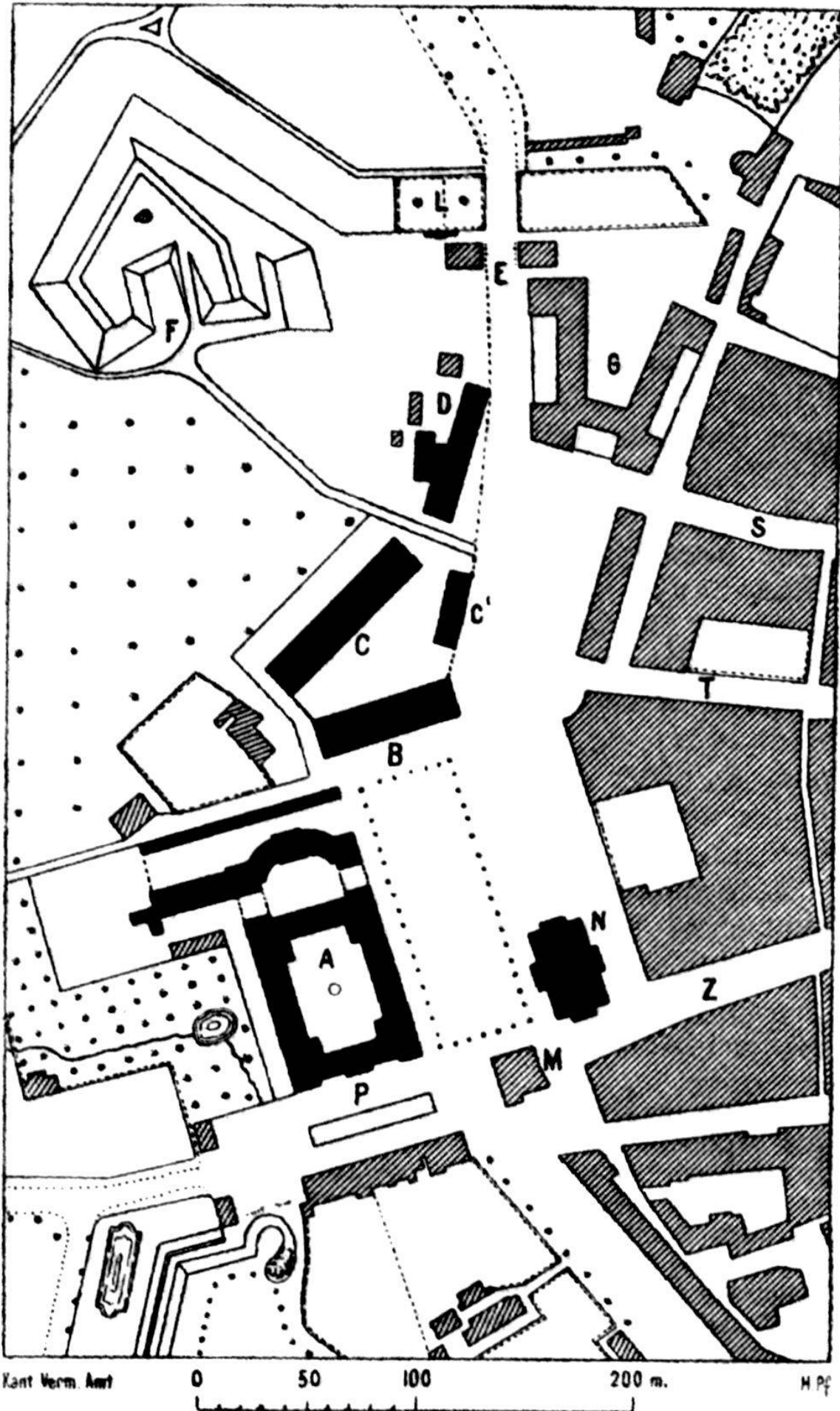
¹⁾ S. H. Markwalder: Die Stadt Bern 1798—99, S. S. 115—120.

²⁾ Siehe die instruktive Abbildung in Türler: Bern, Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart. S. 216.

³⁾ Description de la Ville de Berne, 1810, S. 25.

⁴⁾ Rob. Walthard: Description topogr. et hist. de la Ville et des Environs de Berne 1827.

⁵⁾ Protokoll der Baukommission, Nr. 38, S. 319, vom 1. März 1831.



Auschnitt aus der Karte „Grundriß der Stadt Bern“, gezeichnet von Oppitifer, 1836.

Korrektion der Bern-Narbergstraße, aufgenommen Juni-Juli 1848 von Friedrich Wagner, bezeichnet. Da 1832 das alte Kaufhaus an der Kramgasse (Nr. 24) als Postgebäude eingerichtet werden mußte, war es nötig geworden, für ein neues Kaufhaus Platz zu schaffen. Unter den den Eid auf die neue Verfassung verweigernden Berner Offizieren befanden sich nämlich auch Mitglieder der Familie Fischer, die die Postpacht inne hatte. In Folge ihres Verhaltens entzog die Regierung der Familie Fischer das Postregal und es mußte für die Post eine neue Unterkunft gesucht werden.¹⁾

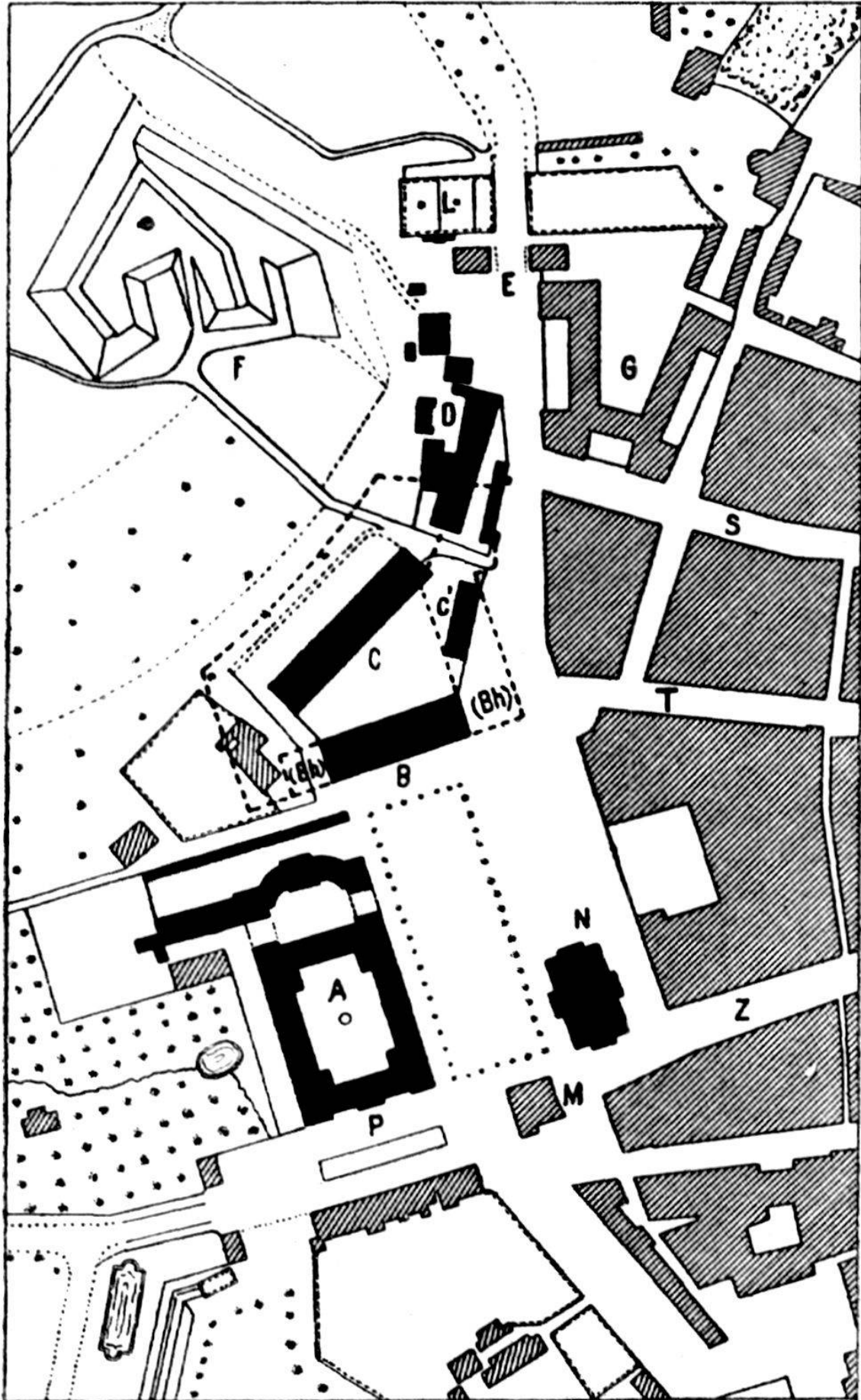
Als infolge der Bundesverfassung von 1848 die Binnenzölle aufgehoben wurden, ging das Kaufhaus ein.²⁾ Es ward hierauf vorübergehend als „Expeditions- und Waaghaus“ vermietet, diente dann aber wieder als Kaserne für die Kavallerie, und auf dem Söllerboden wurden wieder die Rekruten bei schlechtem Wetter exerziert. Damals kam für diesen Boden der Name Flöhboden auf, der lange, pars pro toto, dem Gebäude auch an seiner neuen Stelle verblieben ist, nämlich bis in der neuen Kaserne auf dem Beundenfeld im Dachstock ein neuer „Flöhboden“ entstanden ist.

Aber auch zu ganz anderen Zwecken wurde dies Haus, ein wahres „Mädchen für alles“, benutzt. So lesen wir im Berner Taschenbuch für 1854, Chronik des Jahres 1850:

1850 März 3. Auf dem Kaufhausboden (gewöhnlich Flöhboden geheißen) in Bern radikales Zweckessen von ungefähr 600 Ber-

¹⁾ Staatsverwaltungsbericht für 1832, Seite 5 des Berichts des Baudepartements: Die Einrichtung der Kavalleriekaserne in der Hauptstadt zu einem Kaufhause wurde mit einem Aufwand von L. (Schweizerfranken) 2826 bewerkstelligt, und die Bauten im alten Kaufhause zu einem zweckmäßigen Postlokal ... sind gegenwärtig der Vollendung nahe. Ibidem, Bericht des Militärdepartementes, Seite 23: ... die meisten untern Zimmer in der Kavallerie-Kaserne sind zur Einrichtung als Kaufhaus geräumt worden.

²⁾ Siehe Beschreibung der Stadt Bern von Durheim.



Kant. Verw. Amt

0 50 100 200 m.

H. Pf.

Ausschnitt aus der Karte „Situationsplan für die Correction der Bern—Narberg-Straße“ von Friedrich Wagner, Juni Juli 1848 (Kantonsbauamt).

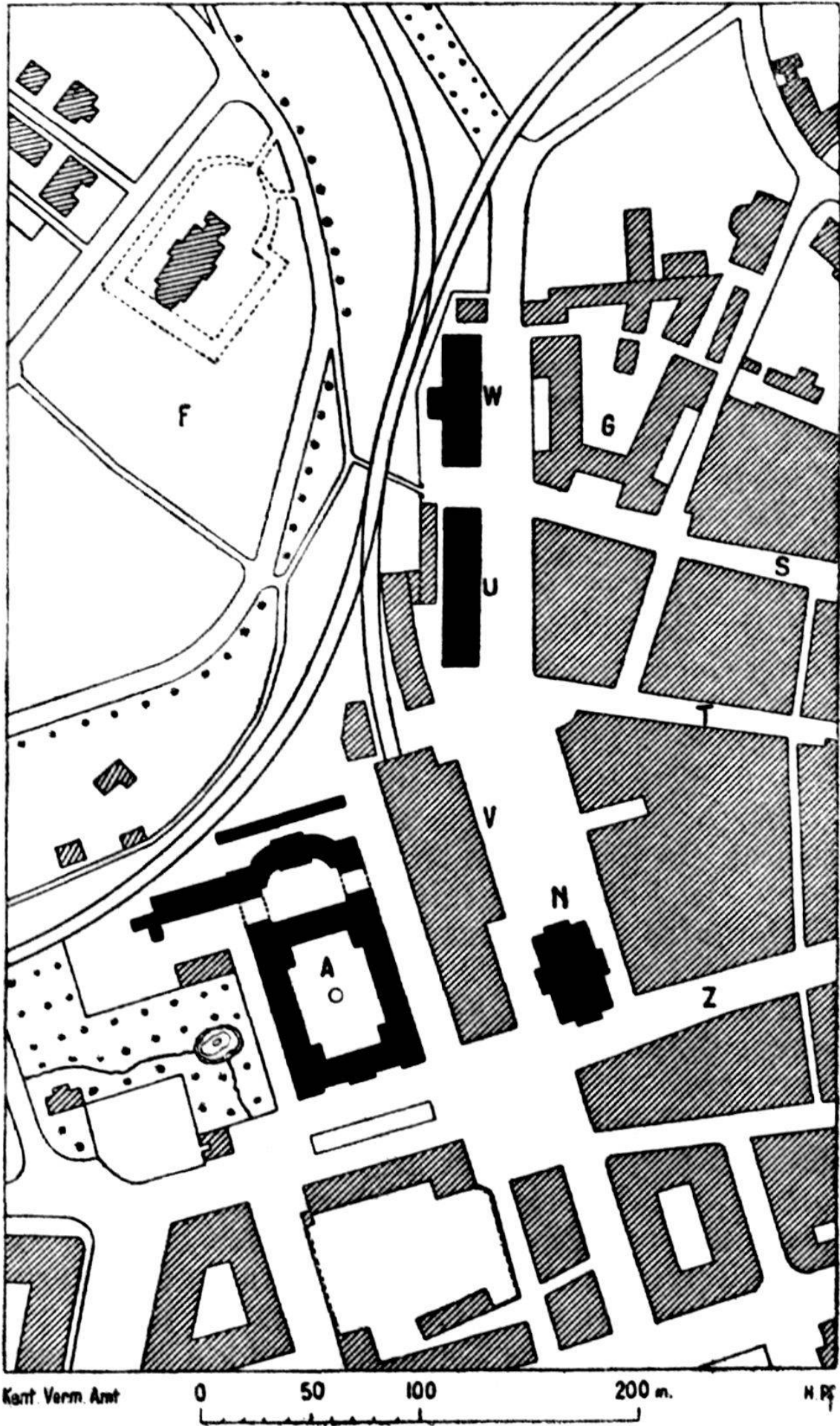
sonen. Außer einer erheblichen Anzahl Männer dieser Partei vom Lande waren mehrere Grütlibereine, die Studentenverbindung Helvetia und Mitglieder von Sängervereinen anwesend.

Die Kavallerie wurde daher zeitweise in den ehemaligen Wagenschopf (C auf den Plänen) verlegt, der denn auch auf dem erwähnten Plane von 1848 die Bezeichnung „Dragonerkaserne“ trägt.

Aber schon in den dreißiger Jahren trug man sich mit dem Gedanken, das Gebäude zu verlegen, das schon damals einem klaren Alignementsplane im Wege stand. Im Jahre 1837 bearbeitete denn auch der Berner Architekt Friedrich Osterrieth das Projekt eines Neubaus der Kavalleriekaserne. Als Bauplatz hatte er das Areal ausersahen, das heute die Telephonzentrale am äußeren Bollwerk inne hat (Originalplan bei der kant. Bau-
direktion), welcher Plan aber nicht zur Ausführung kam. Bevor es jedoch zu einer Verlegung und einem Neubau kam, war der Kavalleriekaserne noch eine besonders ehrenvolle Rolle zugebracht, wenigstens dem Platze, auf dem sie stand.

Durch Bundesbeschluß vom 27. November 1848 war Bern zum Bundessitz erklärt worden. Der Beschluß war an die Bedingung geknüpft, daß die Stadt Bern der Eidgenossenschaft die erforderlichen Räumlichkeiten zur Verfügung stellt, d. h. daß Bern zunächst einmal ein Bundesrathaus baue.

Betrachtet man den Plan der Stadt aus dem Jahre 1848, so begreift man leicht, daß der Gemeinderat in erster Linie an den Platz dachte, auf dem die Kavalleriekaserne stand. Von dem Burgerspital und der 1726—1729 erbauten Heiliggeistkirche flankiert, breitete sich vor dem symmetrisch quergestellten Gebäude ein schöner baumbepflanzter Platz aus, der den Blick auf die Fassade des, wie eine Abbildung, etwa aus dem Jahre 1850, die ich Dr. Blösch verdanke, zeigt, ganz stattlichen Hauses lenkte, welches baulich eine geradezu dominierende



Zustand von 1890, eingetragen in die Karte von Oppitofen.

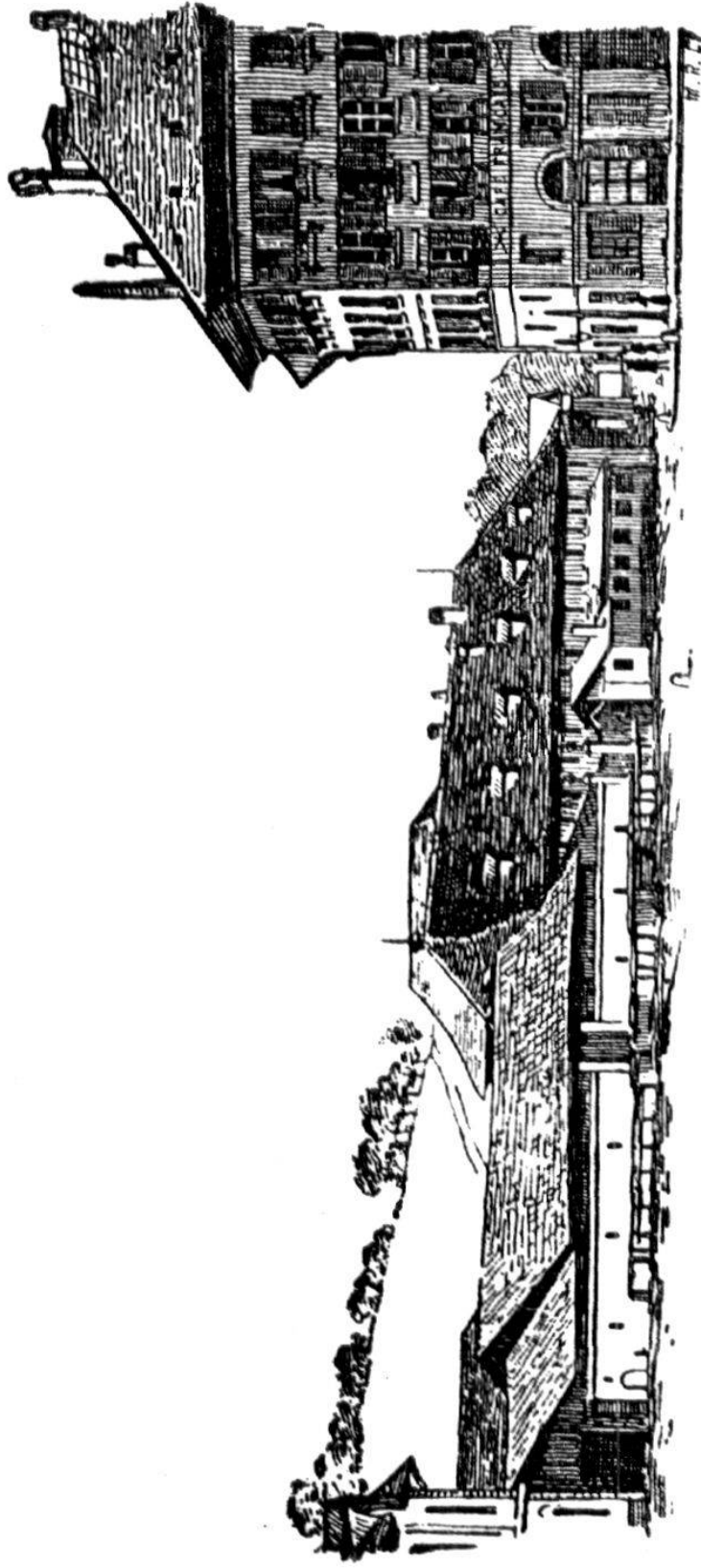
Stellung einnahm, so wenig dies auch die Bedeutung des Bauwerkes rechtfertigte. Auf dem Plane aus dem Jahre 1848 ist mit punktierten Linien das künftige Bundesrathaus (Bh) eingezeichnet, dessen Hauptfront gegen den Christoffelturm hin gewendet sein sollte.

Aber es wurde nichts aus diesem Projekt (Nr. 1), so sehr sich auch der Gemeinderat dafür erwärmte. Auch aus dem Projekte Nr. 3, das den Platz des „Steinwerkhofes“ vorschlug, d. h. den Platz, auf dem jetzt die Kantonalbank liegt. Gewählt wurde schließlich das Projekt Nr. 2, der alte Holzwerkhof, d. h. der Platz, den heute das schöne Bundeshaus Studers, d. h. der Westbau einnimmt.

Auf einer auf der Stadtbibliothek aufbewahrten Karte, Grundriß der Stadt Bern vom Jahre 1836, gezeichnet von Oppikofer, tritt klar zu Tage, daß, nachdem das Narbergertor reguliert und die beiden säulengeschmückten Torgebäude errichtet worden waren — das eine steht noch heute — und daran anschließend das sog. neue Zuchthaus, das jetzt auch abgerissen ist, mit vielen Kosten gebaut war, sowohl das 1615 gebaute Schellenhaus (altes Zuchthaus) wie die Kavalleriekaserne im Wege standen. In Fluß kamen die Verlegungspläne aber erst durch die Notwendigkeit der Errichtung eines Bahnhofes für die neue Eisenbahnlinie, die nun auch Bern mit der übrigen Welt verbinden sollte.

Durch den Bau des Bahnhofes erfuhr die ganze Gegend zwischen Burgerhospital und Narbergertor die größte Umwälzung.

Da der Bahnhof zwischen Burgerhospital und Heiliggeistkirche zu liegen kam — er war zunächst als Kopfstation gebaut — mußten die alte Kavalleriekaserne, der Wagenschopf und das Schellenhaus abgebrochen werden. Die Kavalleriekaserne wurde 1856 an das Narbergertor verlegt und gegenüber dem Zuchthaus, anschließend an das neue Torgebäude, mit den Materialien des alten Hauses neu errichtet, und zwar wurde ihr nun,



Das alte Schallenwert und die Kavalleriestallungen 1856. Aus „Bern, Bilder aus
Vergangenheit und Gegenwart“ (1896).

wie schon früher in Aussicht genommen, eine weitere Etage aufgesetzt und die Länge auf 210 Fuß, die Breite auf 60 Fuß erhöht. Bauleitender war der Kantonsbaumeister Küpfer-Gruner, ausführende Werkmeister Emil Probst und S. Fäß. Der Baukredit betrug Fr. 100 000, die Baukosten Fr. 99 997,05. Es wurden also — ein unerhörter Fall — 2,95 Fr. erspart. (Der Artillerieschopf hatte 9250 Kronen gekostet = 33 762,50 Fr.) Besser wäre es freilich gewesen, wenn man den Kredit überschritten und das Gebäude solide hergestellt hätte. Nur die Außenmauern sind solid, das ganze Innere ist nichts wert. Wir haben sehr unter dieser Unsolidität zu leiden gehabt und mehr wie einmal befürchtet, das Haus möchte zusammenstürzen, namentlich seit die Geologie ihre Steine hineingeschafft hatte. Zum Teil rührte die Unsolidität des ganzen Baues daher, daß Sparsamkeit und rasche Fertigstellung verlangt wurde, da das Gebäude für die III. Schweizerische Industrieausstellung als Hauptgebäude benutzt werden sollte. Die Unsolidität äußerte sich unter anderem darin, daß man für die Decken, ja sogar für einige Böden einen Papierbelag verwendete, und die Räume durch Scheuerliwände statt solide Holz- oder Steinwände abteilte. Aber selbst für die Fassaden war wieder der Ostermundiger Sandstein von der „Milchenbank“ gewählt, resp. von dem alten Hause hinübergenommen worden, obwohl schon im 18. Jahrhundert dieser Stein als zu „weich“ erkannt worden war. Jeder, der heute das Gebäude vom Bollwerk her betritt, kann sich von dieser „Weichheit“ überzeugen: man kann den Stein mit dem Finger abreiben.¹⁾

¹⁾ Wie aus der Festschrift der Eidgenössischen Technischen Hochschule von 1930 hervorgeht, war für den alten Semperebau des Polytechnikums (1860—64) der Ostermundigerstein für die Fassaden gewählt worden. Auf S. 59 a. a. O. steht darüber zu lesen: „Schon die Wahl des Bausteins für die Fassaden, des billigen, aber leicht verwitternden Ostermundiger Sandsteins,

Bei einem Haar wäre dieser Stein auch für Oktagon und Helm des Münsterturms verwendet worden, als man 1891 daran ging, sie dem alten schönen Münsterturm-rumpf aufzusetzen. Aus Lokalpatriotismus sollte für das Berner Münster ein Berner Stein gewählt werden. Da ging ich eines Tages mit dem damaligen Präsidenten des Münsterbauvereins, dem Juristen Professor Zeerleder, nach der Vorlesung nach Haus — er war mein Nachbar im Rabbental — und wir kamen auf den Münsterturmausbau und den zu wählenden Stein zu sprechen. Ich warnte ihn vor dem Sandstein vom Ostermundiger Steinbruch und empfahl vorherige chemische Untersuchung des zu verwendenden Steins. Bei einer kurz darauf anberaumten Konferenz mit dem Münsterbau-meister Beyer in Zeerleders Garten im Rabbental entwickelte ich diesem meine Ansichten und erbot mich, unentgeltlich alle in Betracht fallenden Steine auf ihre Dauerhaftigkeit gegen Verwitterung zu untersuchen. Ich hatte mir eine Methode ausgedacht, den Zeitfaktor, der ja bei allen Verwitterungen sehr ins Gewicht fällt, auszuschließen und ihn durch Druck zu ersetzen. Die Steine wurden daher in gepulvertem Zustande der Einwirkung von Wasser und Kohlensäure unter Druck ausgesetzt. Es kamen damals neben gelbem und blauem Ostermundigerstein solche von St. Margrethen (St. Gallen), dann die Zuger Sandsteine von Unterägeri, Walchwil, Aegeri, Gubel-Menzigerberg und zum Vergleich der aus Deutschland stammende Oberkirchner Sandstein (ein Quarzit) zur Untersuchung, die ich 1891 mit meinem damaligen Assistenten Dr. Desterle durchführte. (Schweiz. Wochenschrift f. Pharmazie 1891, S. 379.) Nur der Oberkirchner Stein erwies sich als empfehlenswert. Sein Kieselsäuregehalt war der höchste; an mit Kohlensäure gesättigtes

war verhängnisvoll. Dieser Stein hat sich auch in Bern nur da gehalten, wo er durch vorspringende Dächer vor Schlagregen geschützt ist“.

Wasser gab er bei $4\frac{1}{2}$ Atmosphären am wenigsten ab. Er wurde gewählt und ich habe die Bauverwaltung vor einem schlimmen Mißgriff bewahrt. Jetzt nach fast 40 Jahren zeigt der Helm des Münsters noch keinerlei Anzeichen der Verwitterung. Es kommt nicht oft vor, daß ein Chemiker, der sich mit den Verwitterungserscheinungen beschäftigt, noch die Genugtuung erlebt, daß sich seine Voraussetzungen bewahrheiten. —

Nur in einem Punkte herrschte bei dem Neubau der Kavalleriekaserne Solidität: Die riesigen, bis 15 m langen Balken, welche in die Decken eingezogen wurden, waren edelstes Landesprodukt aus Frienisberg und aus dem Schallenberg-Hochwald. Sie erwecken noch jetzt bei jedem Besucher Bewunderung. Luxus herrschte dagegen in der Dimensionierung der Räume, deren Höhe uns heutzutage ganz ungeheuerlich erscheint und die in der ersten Etage fast 5 m erreicht.

Den Verlauf der Errichtung und Installierung der Kavalleriekaserne schildern uns wieder die Akten.

1855. August. Der Kantonsbaumeister macht aufmerksam, daß die Stallungen bei der Kavalleriekaserne wegen der Einführung der Eisenbahn abgebrochen werden müssen, und daß auch die Kaserne selbst entfernt werden muß, wenn zwei Bahnhöfe (Personenbahnhof und Güterbahnhof) erstellt werden.

1856. Mai 15. Der Regierungsrat beschließt Verlegung der Kavalleriekaserne gegenüber dem Zuchthaus. Die Verlegung ist mit Beförderung auszuführen, und es ist darauf Bedacht zu nehmen, daß das neue Gebäude im nächsten Jahre der schweizerischen Industrieausstellung zu dienen habe. Es ist daher vor Eintritt des Winters unter Dach zu bringen.

Mai 16. Der Regierungsrat beschließt, den untersten Boden der neuen Kav.-Kaserne zur Unterbringung von Kriegsfuhrwerken, den oberen Boden wie früher als Exerzierboden einzurichten und die neue Etage zu Magazinen zu verwenden.

Juni 12. Die ausführenden Werkmeister G. Probst und Fäs sollen die Maurerarbeiten bis 15. Dezember beendigen, es sind jedoch noch keine definitiven Pläne vorhanden.

Auf Wunsch des Komitees der Industrieausstellung sollen die Fenster breiter gemacht werden.

Devis vom 19. Juni 1856:

1. Versehung der Kaserne in jetziger Größe samt einer neuen Treppe und Ersetzung der salpetrigen Steine an den Fassaden	Fr. 35,000
2. Erhöhung der Kaserne um eine Etage (mit 40 neuen Fenstern)	" 25,000
3. Abbrechen des alten Schallenhauses, Einfristung der Hofmauer, Wasserleitung	" 5,000
4. Für einen neuen Anbau an der hintern Hoffassade	" 10,500
5. Für die Erweiterung der Fenster und die daraus erfolgende Erhöhung der Etagen	" 22,000
6. Für Unvorhergesehenes	" 2,500
	<hr/>
	Fr. 100,000

Juli 9. Der Reg.-Rat beschließt, auf den Vortrag des Kantonsbaumeisters für Plainpied und obersten Boden eichene Säulen zu verwenden und für den ersten Boden eiserne (die 20 eisernen Säulen kosten 1560 Fr. und werden durch die von Koll'schen Eisenwerke in Solothurn geliefert).

Nov. 12. Der Reg.-Rat beschließt, den Fußboden im 1. Stockwerk mit einem Schiebboden zu versehen.

Nov. 1. Die Fassade der Kav.-Kaserne ist vollendet, bis nächsten Samstag (8. Nov.) wird der größere Teil des Dachstuhles aufgerichtet sein. 250 Fr. werden für die „Aufrichte“ bewilligt.

Da die Erdarbeiten für die Eisenbahn zwischen Schützenmatte und den beiden Bahnhöfen am 1. Dezember beginnen sollen, sind im November die Kav.-Stallungen und die Werkmeisterwohnung (hinter dem Burgerspital), ferner das Heumagazin und der Holzschopf abzubrechen.

Nov. 26. Der Reg.-Rat beschließt, das Plainpied der neuen Kav.-Kas. mit abgerichteten Kieselsteinen „besehen“ zu lassen.

1857. Februar 20. Schallenhaus und Anhängsel sind abgebrochen, aber noch nicht der Rest von Stallungen und Heumagazin.

Weil die Erdarbeiten für die Eisenbahn endlich zu Ende März beginnen sollen, ist auf diesen Zeitpunkt der Rest der Kav.-Stallungen zu entfernen.

März 16. Da 1500 Anmeldungen für die Industrie-Ausstellung schon eingegangen sind, ist für diese Ausstellung ein weiterer Bau für Maschinen, Fuhrwerke, Ackergeräte etc. aufzuführen neben der neuen Kaserne. Dieser Bau wird 150 Fuß lang. (Siehe die Abbildung.)

Mai 9. Die neue Kaserne ist fertig, mit Ausnahme eines Restes von Gipsarbeiten.

Mai 12. Auf dringendes Verlangen des Komitees der Industrie-Ausstellung wird das alte, wüste Heumagazin entfernt.

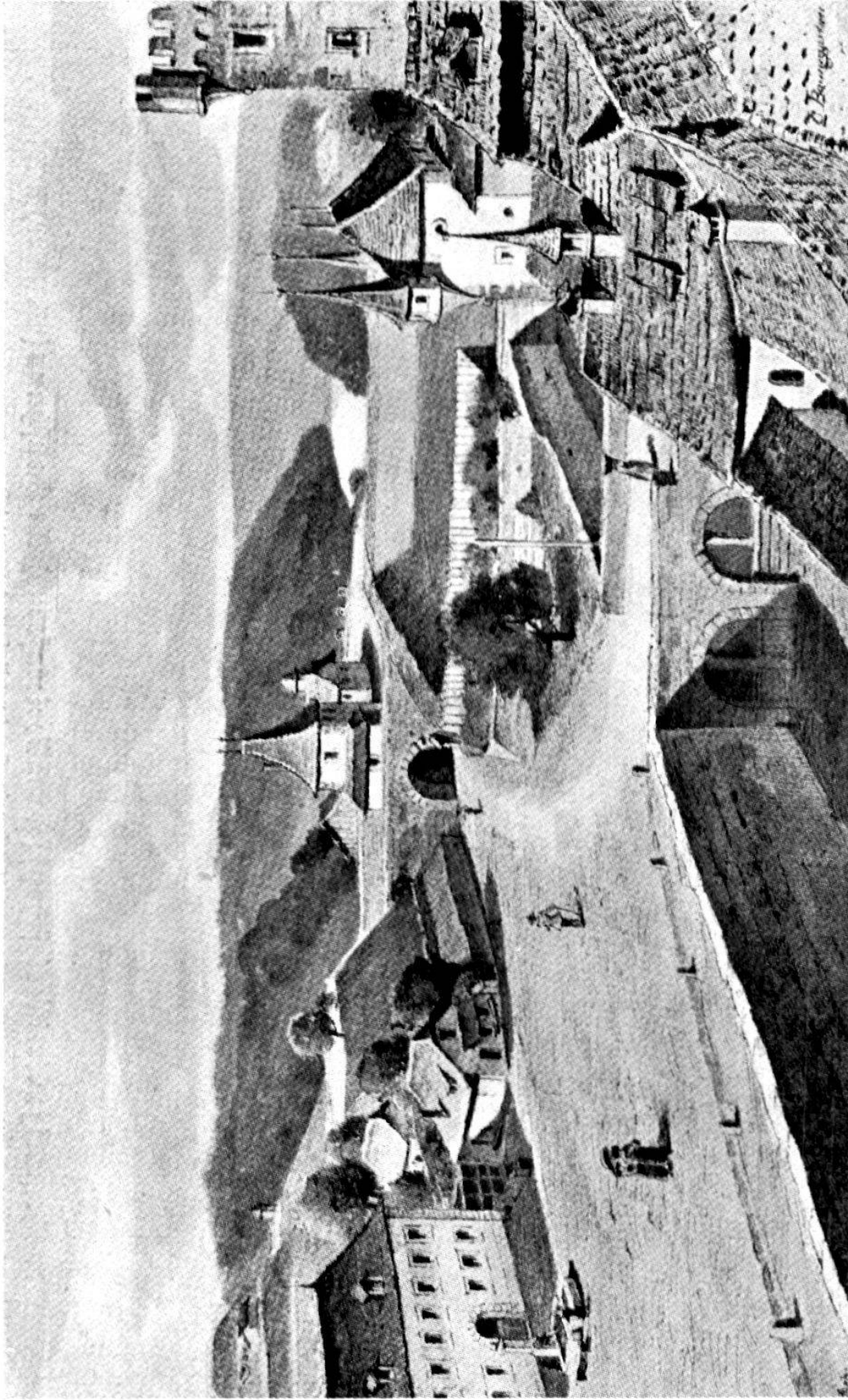
Juni 27. Das Komitee wünscht Blitzableiter auf das Haus.

August 6. Kantonsbaumeister Ludwig Küpfer wird von der Baudirektion belobt, weil noch niemals im Kanton ein Bau so rasch (d. h. in 11 Monaten) ausgeführt worden sei.

So wurde denn das Gebäude dadurch eingeweiht, daß — wieder eine neue Verwendung für diesen Proteus — die III. Schweizerische Industrieausstellung darin untergebracht wurde, die vom 27. Juni bis 11. Oktober 1857 dauerte. Daß sie in der Kavalleriekaserne und einem ad hoc errichteten Annex Platz fand, zeigt, wie schwach entwickelt damals noch die schweizerische Industrie war. Ein Vergleich mit der Landesausstellung 1914 läßt den enormen Fortschritt erkennen, den die Schweiz als Industrieland seit 1857 gemacht hat.

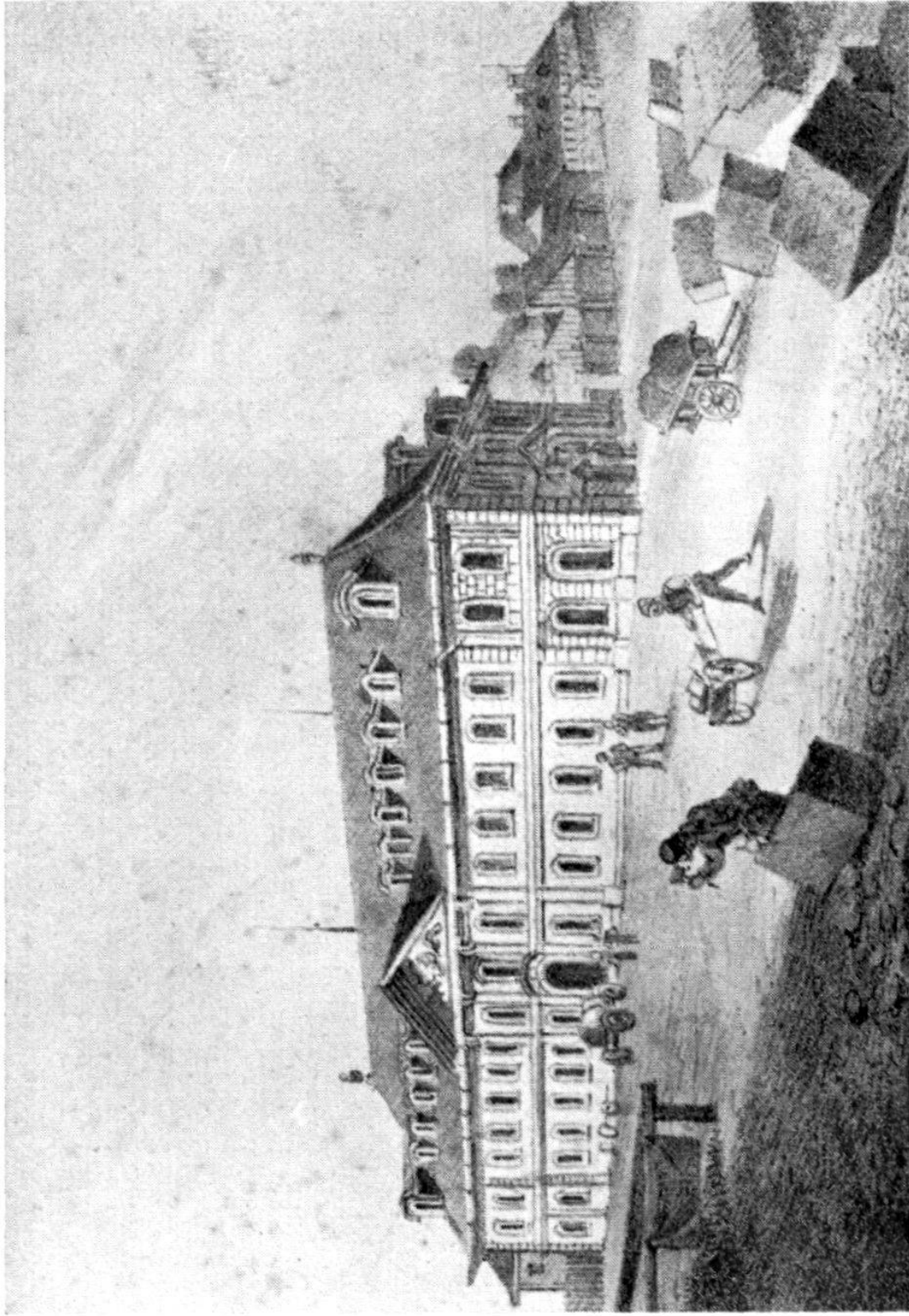
Die Darbietungen bewegten sich in ziemlich bescheidenen Grenzen. Ein alter Berner hat mir erzählt, daß ein Clou der Ausstellung eine Tür gewesen sei, die, wenn man sich näherte, sich öffnete und wenn man hindurch geschritten war, sich selbsttätig wieder schloß. Doch, bemerkte er, gelang die Sache nicht immer und es war ein Ausstellungsdiener daneben aufgestellt, der, wenn ein Besucher nahte, kräftig auf den Boden treten mußte, um den Mechanismus in Gang zu bringen. Doch war diese aus Basel stammende Tür keineswegs die wichtigste Vorführung dieser Ausstellung, an der zum ersten Mal alle Kantone vertreten waren. Wie schon die Menge der Auszeichnungen (35 goldene, 180 silberne und 305 bronzene Medaillen) und die große Zahl der Aussteller (1689) zeigt, stellte sie schon eine ganz respectable Leistung dar.¹⁾ Wir finden unter den Ausstellern schon die Roll-

¹⁾ Ausführlicher Bericht im Schweiz. Festalbum 1857, Verlag von Langlois, Burgdorf.



Äußeres und inneres Gولاتenmattgastor. Links das alte Schallenhäus. Das äußere Tor zwischen
Freitagschanze und Schanze der Hohlle.

Nach einer Zeichnung von C. Baumgartner in „Bern, Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart“. Verlag W. Kaiser.



v. Artz, Sec.

Der ehemalige Artillerieschopf (Kavalleriefaserne) als Kaufhaus (Douane) um 1840.

Stich. de J. Schmid et Comp. à Berne.

(Schweiz. Landesbibliothek Bern.)

schen Eisenwerke, Escher, Wyß & Co., Gebr. Sulzer, Gebr. Hüetschi (Aarau), Suchard, Saline Schweizerhall u. a. noch heute tätige Firmen. Vortrefflich waren auch die Uhren-, die Textilindustrie und die Stickereien vertreten. Professor Bernhard Studer zeigte eine geologische Karte, ebenso Escher von der Linth, Professor Brunner reine Metalle.

Auch eine Kunstausstellung im Bundesrathaus und eine Landwirtschaftliche Ausstellung (in der Enge) waren mit der Industrieausstellung verbunden.

Der Berichterstatter der Ausstellung berichtet über die Ausstellungsgegenstände, die sich in den Räumen, die heute das Pharmazeutische Institut einnimmt, befanden:

„Man steigt eine Treppe höher. Ein schönes Glasfenster fällt in die Augen. Statuen, kunstreiche Kamine mit Vasen verziert, schmücken den Korridor. Man betritt den zweiten Saal und wird mit Musik empfangen. Bei jenen großen Dosen, die eher niedlichen Koffern ähnlich sehen, steht ein Aufseher, der sie spielen läßt. Doch wohin nun die Schritte wenden, da man sich in der Mitte des Saales befindet und nach allen Seiten hin genug Anziehendes vorhanden ist? Bleiben wir zunächst der Tür, so haben wir zu beiden Seiten zwei künstliche Grotten, in denen Springbrunnen plätschern. Gehen wir rechts der Wand nach, so werden köstliche Stickereien, geschmackvolle Storen unsere Bewunderung auf sich ziehen. Verlieren wir uns im Saale, so finden wir musikalische Instrumente, Spengler-, Messerschmied- und Buchbinderarbeiten, Uhren, Bijouterien, Papier-, Holzschnitzereien, Reliefs, mathematische Instrumente, Photographien, Lithographien, Xylographien, Daguerrotypen. Vor der Büste Dufours werden wir stehen bleiben und den Hut abziehen. Jenen kostbaren Roben und den hunderterlei Toilettengegenständen des schönen Geschlechts werfen wir einen flüchtigen Blick zu, indem wir selig preisen unsern Geldbeutel — daß wir ledig sind. — Vorwärts! Der Saal leert sich, und wir müssen noch die andere Hälfte sehen. Da sind ausgestellt Goldschmiedarbeiten, Seidengespinnste, die glänzende Reihe der Baseler Seidenbänder, Herrenkleider, Teppiche, Pelzwaren, Handschuhe und Stoff dazu, Strohwaren, Hüte und eine beträchtliche Anzahl moderner Hammerwerke in Flügel-, Pianino- und Tafelform.“

Etwas hatte übrigens die Regierung doch für die Ausschmückung der Kavalleriekaserne getan, deren klare

und schön gegliederte Fassade sich ja auch heute noch gut ausnimmt: im Giebelfeld sollte ein Schmuckstück angebracht werden. So lesen wir denn im Februar 1857:

„Der Bildhauer Verbunt erhält den Auftrag, am Giebel einen Bären auszuhauen nach der Zeichnung des Kantonsbaumeisters, nach den Regeln der Heraldik, und nach dem Urteil des Dr. Stanz. Das Reparieren des Blattwerkes um den Wappenschild ist besonders zu entschädigen. Die Arbeit ist bis auf 1. Mai fertigzustellen.“

Der Autor dieser Arbeit, der Holländer Joseph Hubert Verbunt, scheint ein rechter Witzbold gewesen zu sein, denn er hat dem Bärenwappen beiderseits Flügel angefügt — ähnlich wie man sie dem Eisenbahnrade beifügt, um seine Schnelligkeit anzudeuten. Bekanntlich ist ja Fixigkeit eine besonders hervortretende Eigenschaft des Berner Charakters.

Nun, im Oktober 1857 ging die Ausstellung, deren Leitung 15 000 Fr. Miete für das Gebäude entrichtet hatte, zu Ende und am 11. November übernahm die Regierung das Gebäude. „Das Treppenhaus ist neu zu ‚bestechen‘, sonst ist nicht viel verderbt“, heißt es im Bericht. Ueber das Gebäude lesen wir bei Karl Jakob Durheim: Historisch-topographische Beschreibung der Stadt Bern und ihrer Umgebung, 1859, S. 32:

„Seitdem (seit dem Bau des neuen Zuchthauses und der Häuser des äußeren Bollwerkes 1826—1836) sind in der Nähe des Narbergerthors bedeutende Veränderungen eingetreten: der Bärengraben außerhalb desselben und das inwärts gestandene Schallenhaus mußten der Eisenbahn weichen; ein Teil dieses Schallenhauses und die äußere Cavallerie-Caserne, das ehemalige Kaufhaus, wurden bereits 1856 abgebrochen und neben dem einen Wachhause, gegenüber dem neuen Zuchthaus, steht nun ein neues, großes, zweistöckiges Gebäude, wovon später unter dem Titel „Cavallerie-Caserne“ Erwähnung geschieht.“

Durheim erwähnt, daß die Kavalleriekaserne eine Länge von 210 Fuß und eine Breite von 60 Fuß habe. Sie ist also länger und breiter als der „Artillerieschopf“, der nur 200 Fuß lang und 50 Fuß breit war. Sie ist, wie gesagt, auch ein Stockwerk höher.

Nachdem die Aussteller das Gebäude verlassen hatten, wurde es seiner militärischen Zweckbestimmung zurückgegeben. 1858 werden „auf dem oberen Boden“ auf beiden Flügeln je 6 Zimmer eingerichtet, im Parterre wurden militärische Ausstattungsstücke untergebracht. Der zweite Boden diente 1860 als Schlaffaal der Kavallerie. In den 1860er Jahren und wohl auch nachher fand in der Kav.-Kas. die sanitärische Untersuchung bei der Rekrutenaushhebung statt. Besonders aber zeichnete sich der erste Boden (d. h. die erste Etage) durch seine gemeinnützige Verwendung aus. Hier war 1860 das Winterturnlokal für die Kantonschule und im Frühjahr dienten die Säle als Turn- und Exerzierräume für das Militär bei schlechtem Wetter.

Am 25. März 1860 nahm das Gebäude 2000—3000 Personen auf, die zu einer Volksversammlung wegen der Savoyerfrage zusammentraten, und am 5. November 1865 protestierte darin eine radikale Volksversammlung gegen die Prügelstrafe, die in Uri einem Buchdrucker wegen gotteslästerlichen Reden appliziert worden war.

1862 fand hier vom 16.—18 August das Offiziersfest statt, zu dem sich 1200 Teilnehmer einfanden; 1864 im Juni das Centralfest des Eidgen. Grütlivereins, 1867 die Generalversammlung des Eidgen. Unteroffiziersvereins, 1874 das Eidgen. Feuerwehrfest, auch das kantonale Gesangfest wurde einmal hier abgehalten und ein alter Berner erzählte mir, daß hier auch pokuliert und sogar getanzt worden sei — dort, wo heute mein Mikroskopiersaal liegt. Daß aber das Haus dabei nicht eingestürzt ist, ist mir ein Rätsel. Die Berner Balken sind offenbar recht solide.

1871 diente die Kavalleriekaserne sogar als Lazarett der internierten Franzosen (Blattern-Spital), die aber, wie der Verwaltungsbericht sagt, viel durch ihre Schmutzigkeit verdarben.

Mit dem Jahre 1874 beginnt für die Kavalleriekaserne eine neue Periode — es ist die siebente und ihre Glanzperiode — das Haus wird der Wissenschaft geweiht — die Chemie hält ihren Einzug.

Die Anfänge auf dem Gebiete der Chemie waren in Bern sehr bescheidene. Nach dem Hinscheid des ersten Professors der Chemie Ph. F. Beck, der schon 1807 für die Mediziner Vorlesungen über pharmazeutische Chemie gehalten hatte, wurde 1821 der Apotheker Dr. Karl Brunner, der seit 1818 an der Akademie über offizinelle Pflanzenkunde gelesen hatte, zum Professor der Chemie gewählt, nachdem er die Proben (eine Vorlesung und eine chemische Analyse) „gradezu glänzend“ bestanden hatte. „Er machte sich sofort daran“ — heißt es in Haags „Die Hohen Schulen Berns“ — „den für seine Vorlesungen nötigen chemischen Apparat zu vervollständigen, wobei er kein Opfer scheute. Erst war ‚die chemische Küche‘ in einem Privathause am Inselgäßchen gewesen, dann war sie 1819 in die Küche des Praepositus im Kloster verlegt worden, nachdem die anstoßenden Zimmer zu einem Hörsaal und zur Aufbewahrung von Instrumenten hergerichtet waren. Nun wurden dem Vertreter der Chemie sogar für jedes Jahr 200 Franken zugesprochen, damit er sich in seiner Küche einen eigenen Famulus halten könne“. Die chemische Küche befand sich im Parterre des der Akademie eingeräumten Franziskanerklosters, das dort lag, wo heute das Kasino steht. Die Fenster blickten hinaus auf den alten Klostergarten, in dem 1565 Aretius zum ersten Male in Europa eine Tabakpflanze zum Blühen brachte. (An der Stelle liegt heute der Kasinogarten.)

Brunner, der 40 Jahre Chemie und Pharmacie an der bernischen Hochschule lehrte, hat noch 1843 in beweglichen Worten über den schlechten Zustand seines Laboratoriums geklagt. „Ein Hörsaal ohne alle Vorkehrungen zu Feuerapparaten und Luftzügen, ein enges Labora-

torium ebenfalls ohne hinlängliche Feuervorrichtungen und Luftzüge und ein ganz kleines Cabinet, worin die Instrumente und Sammlungen aufgestellt sind, ist die ganze Lokalität, welche die Berner Hochschule als chemische Anstalt aufzuweisen hat". Daraufhin bewilligte die Regierung „zur Anlegung einer Wasserleitung und eines Wasserbehälters“ Fr. 5200. Das war aber auch alles.

Professor Brunner, der in Göttingen, Berlin und Paris studiert hatte, war ein sehr tüchtiger Chemiker. Er beschäftigte sich namentlich mit der Isolierung von Metallen. So hat er z. B. reines Mangan, Selen, Natrium, Kalium und Aluminium hergestellt, was bei den geringen Hilfsmitteln, die ihm zur Verfügung standen, als eine sehr respectable Leistung zu bewerten ist. Auch mit der Untersuchung von Mineralwässern, von Kupferverbindungen und Legierungen hat er sich beschäftigt, besonders aber mit der Eudiometrie. Zahlreich sind seine Abhandlungen in Poggendorfs Annalen 1829—1851 und den Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft. Sehr bemerkenswert seine Prorektoratsrede (1831) und seine Rektoratsrede am 2. Jahrestage der Eröffnung der Hochschule (1836).

Als dann die Chemie „einen Fortschritt nahm“, erwiesen sich die Räume im Franziskanerkloster erst recht als zu klein und Professor Schwarzenbach, der Nachfolger Brunners (1867) verlangte größere und hellere. Man bot ihm 1874 das Plainpied der Kavalleriekaserne an, das bis dahin die Artilleriesfahrzeuge beherbergt hatte, aber er bemerkte mit Recht, daß der Raum zu finster und der Boden gepflästert sei, ein provisorischer hölzerner Fußboden auf Balkenunterlagen sei zu primitiv, die militärischen Uebungen in dem ersten Stockwerk über seinem Kopfe könnten unmöglich geduldet werden; denn dort exerzierten immer noch die Rekruten. So erhielt er denn, wie es heißt, „provisorisch“ das erste Stockwerk. Es wurde für das chemische Institut durch den Architekten

Eggimann hergerichtet, nachdem der große Rat am 28. Juli 1874 einen Kredit von 35 000 Franken dafür bewilligt hatte. Die Rekruten mußten im zweiten Boden exerzieren und schließlich das Haus verlassen. Leider wurden keine soliden Böden, sondern nur „10 Linien dicke gehobelte Riemen“ gelegt. Es fehlte damals an Erfahrungen, wie chemische Laboratorien einzurichten sind. Doch war Professor Schwarzenbach mit den 11 Räumen zufrieden und sagt in der Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der Hochschule 1884: er glaube, daß jetzt, da er Dampf- und Wasserkraft zur Verfügung habe, das Berner chemische Laboratorium „allen unseres Landes ebenbürtig sei.“ Die Einrichtung hatte schließlich Fr. 40 500 gekostet. (Ed. Müller, Festschrift, Bern, Wpß 1884). Für keine Disziplin hat der Staat von jeher relativ soviel getan wie für die Chemie damals und auch später noch. Zoologie, Mineralogie, Geologie und Botanik mußten noch lange auf gute Institute warten.

Von 1875—92 beherbergte die eine Hälfte der zweiten Etage das eidg. Stabsbureau, wo die Mobilisationspläne bearbeitet und auch Kurse für höhere Generalstabsoffiziere abgehalten wurden — gerade über dem chemischen Laboratorium.

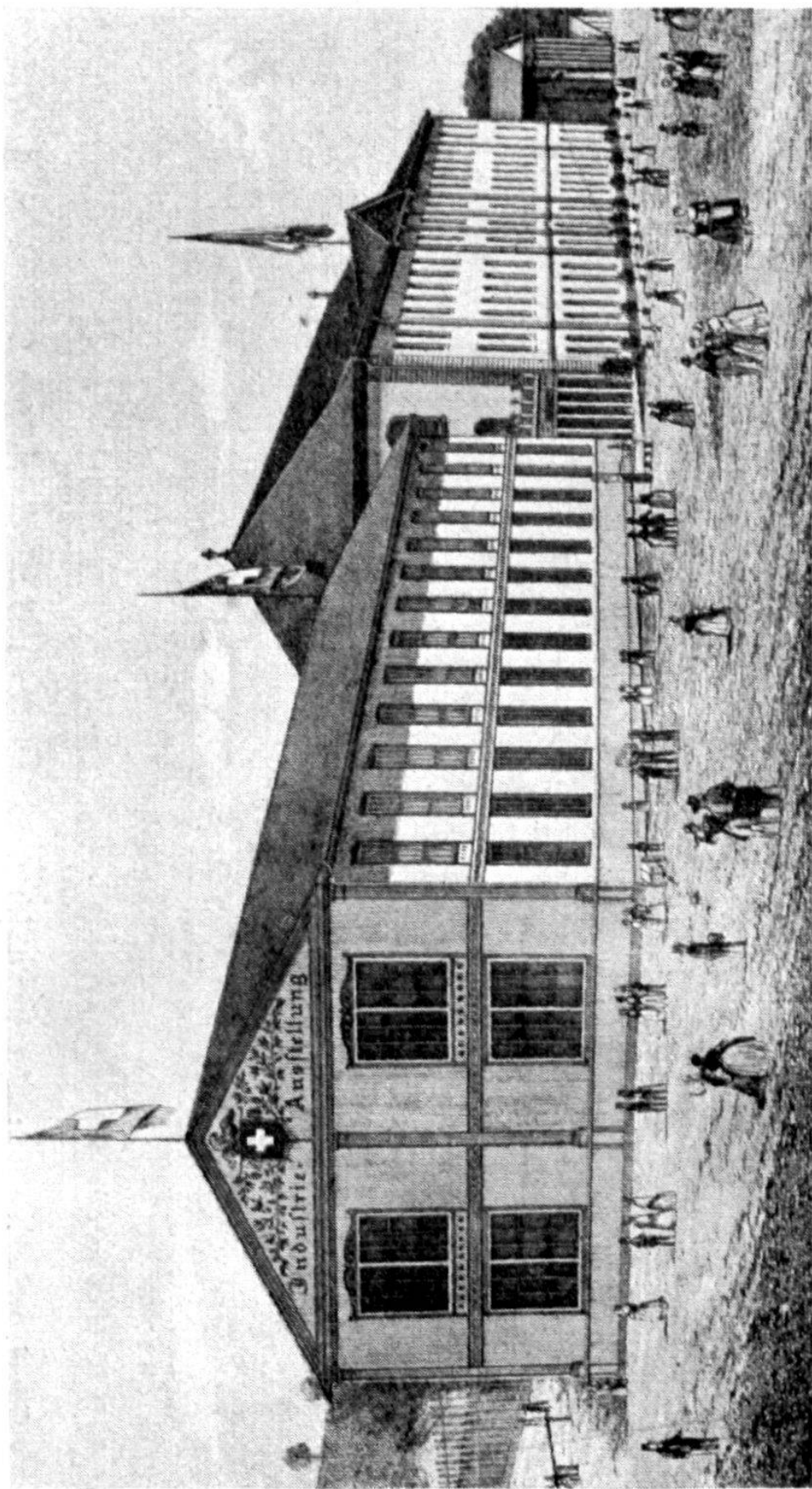
Hier bei Schwarzenbach habe ich 1877, als ich als Defektar der Staatsapothek zu Professor Berrenoud gekommen war, gelegentlich in der Vorlesung hospitiert. Professor Schwarzenbach stammte aus der anorganischen Periode der Chemie. Ueber die organische, von der er nur wenig verstand, machte er sich lustig, doch hatte er ein „Zimmer für organische Chemie“ eingerichtet. Er wurde viel als Gutachter herangezogen. Er war kein Kostverächter und oft fand das „Kolleg“ in der Inneren Enge oder in Reichenbach statt. Ein Wunder ist es, daß — trotzdem das Generalstabsbüro gerade über dem großen, im Nordflügel liegenden anorganischen Laboratorium lag — niemals ein ernstlicher Brand das Büro

gefährdete oder beschädigte. Nur die im Plainpied, gerade unter dem Laboratorium seit 1875 untergebrachte Gewerbehalle — was hätte in diesem Gebäude nicht Unterschlupf gefunden — profitierte von den durchlässigen Dielen und erhielt gelegentlich das droben übergelaufene Wasser auf die Möbel, was z. B. im Januar 1880 zu Reklamationen führte.

Das „Provisorium“ hat bis zu Schwarzenbachs Tode gedauert. Als er Ende 1889 fast gleichzeitig mit Professor Berrenoud gestorben war, wurde nun endlich, da die Professur geteilt und als Professor der anorganischen Chemie Professor A. Kossel und als Professor der organischen Chemie Professor von Kostanecki berufen worden waren, der Neubau eines modernen chemischen Institutes beschlossen. Aber noch mußten die Herren einige Jahre in dem ersten Stockwerke der Kavalleriekaserne aushalten. Sie haben sich in das Unvermeidliche geschickt und energisch die wissenschaftliche Arbeit aufgenommen. Hier begann Kostanecki seine berühmten Untersuchungen über die gelben Farbstoffe, die ihm Weltruf verschafften und die einer der Pfeiler der Chemie der organischen Pflanzenfarbstoffe wurden. Hier auch wurde mein erster Assistent Dr. Liechti, der später die Agrikulturchemische Anstalt auf dem Liebefeld leitete, zum Agrikulturchemiker ausgebildet. Freilich — die durchlässigen Dielen bereiteten mehr noch wie bisher den Möbeln der Gewerbehalle Schmerzen, besonders da Kostanecki viel mit Äzetylchlorid arbeitete und dieses, durch die Ritzen der Dielen auf die Polster tropfend, gar manches dieser Möbel unbrauchbar machte. Oftmals klagte mir der Kollege, daß er wieder einmal ein Sofa oder einen Fauteuil habe bezahlen müssen.

Als dann die Chemiker das Haus verließen, war das erste Stockwerk in einem trostlosen (der amtliche Bericht sagt „verlotterten“) Zustande. Die Räume wurden ausgeboten wie sauer Bier.

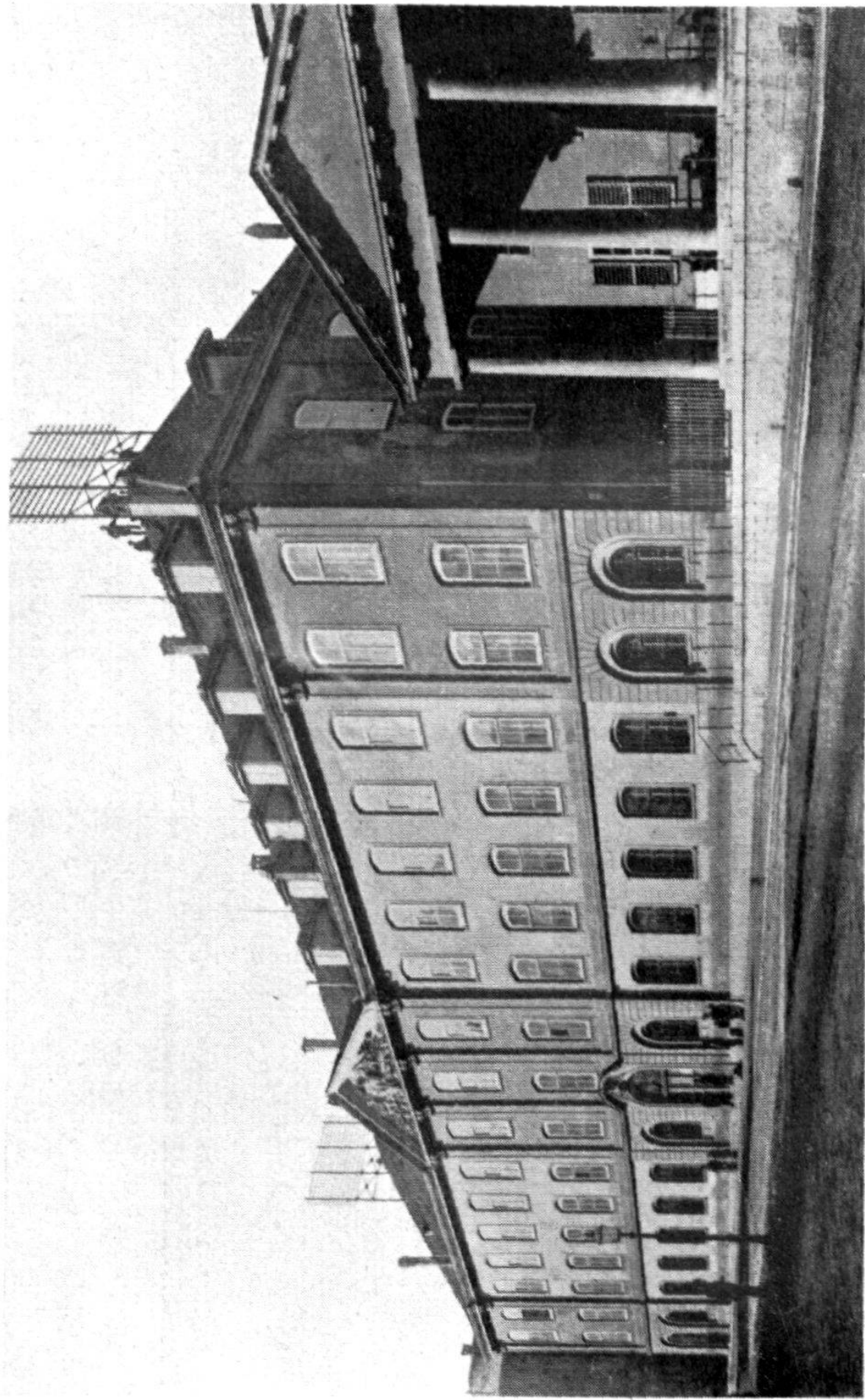
Ich war gleichzeitig mit Kostanecki und Kossel nach Bern berufen worden, wurde aber noch schlechter wie diese untergebracht. Ich erhielt nämlich die erste Etage der alten Staatsapothekē zugewiesen. Man sagte mir freilich, daß dies nur ein Provisorium sei und daß ich bald das versprochene neue Institut erhalten werde. Zunächst versuchte ich nun, da das neue Institut auf sich warten ließ, das „Provisorium“ auszubauen: eine Glaskammer wurde zu einem Mikroskopiersaal, eine Küche zu einem Privatlaboratorium, ein Abort zu einem Schwefelwasserstoffzimmer ausgebaut. Aber als ich gar einen detaillierten Plan für einen neuen Querflügel, der der alten, dem Untergänge gewidmeten Staatsapothekē angefügt werden sollte, einreichte, da riß dem alten Herrn Regierungsrat Scheurer, Finanzdirektor des Kantons Bern, die Geduld und er rief den Sekretär der Unterrichtsdirektion zu sich und sagte zu ihm: „Nun aber machen Sie vorwärts mit dem Pharmazeutischen Institut, der Professor hat eine Berufung nach Zürich abgelehnt. Sonst läuft uns der auch noch davon. Haben Sie gehört, er will an die alte Bude einen „Querflügel“ anbauen!“ — Aber ein neues Institut erhielt ich doch immer noch nicht, sondern auch nur wieder ein „Provisorium“. Bei einer Konferenz der Staatswirtschaftskommission, mit der eine Besichtigung der Räume des ehemaligen chemischen Instituts in der ersten Etage der Kavalleriekaserne verbunden worden war, riet mir zwar der Präsident der Staatswirtschaftskommission dringend ab, den „Saufstall“ anzunehmen. Aber auf meine Frage, ob ich denn in allernächster Zeit ein neues Institut erhalten würde, erhielt ich doch nur eine ausweichende Antwort. Und da ich auf die Frage, ob ich aus den Räumen etwas machen könne, mit Ja antwortete und hinzufügte: „aber nur, wenn man sie gründlich umbaut“, so wurde der Umbau beschlossen und der Große Rat bewilligte im Juni 1893 für den Umbau 58,000 Franken.



Die Industrieausstellungsgebäude in Bern, 1857.

Rechts die 1856 verfertete alte Kavalleriefaserne, links der ad hoc errichtete Anner, der dann wieder entfernt wurde.

Nach einer Lithographie von C. Durheim, Bern.



Im 1. und 2. Stod: pharmazeutisches, zoologisches und mineralogisches Institut um 1897.
Im Erdgeschoß: Kantonschemiker und Gewerbehalle.

Bauleitender war der Kantonsbaumeister Stempkowski. Das große Auditorium wurde geteilt und die Hälfte als Museum eingerichtet, von dem großen Laboratorium wurde die Hälfte als Mikroskopiersaal abgegliedert, die Laboratorien erhielten Asphaltböden, das Ganze wurde klar gegliedert, Bibliothek und Büros und Sammlungen auf der einen Seite, die Laboratorien auf der anderen. Und als am 30. November 1893 in Gegenwart Professor F. A. Flüchigers das Institut eingeweiht wurde, präsentierte sich das Ganze so schmuck und einladend, daß ich von allen um das hübsche Institut beneidet wurde. Es war in der Tat sehr praktisch. Seine Einrichtungen haben sich 37 Jahre, also ein Menschenalter, bewährt und zahllose Arbeiten sind aus ihm hervorgegangen, deren Liste allein 28 Druckseiten füllt (Schweiz. Apothekerzeitung 1922). Auch der Flöhe sind wir rasch Herr geworden. Nur die Wassernot bestand weiter. Alle Augenblicke sandten mir die über mir liegenden Institute das überflüssige (spr. überfließende) Wasser hinunter. Einmal rann sogar das Wasser der defekten Dachrinne über den Schreibtisch des Mineralogen in mein Büro. Der Plafond zahlreicher Zimmer zeigt noch heute reizvolle „Deckenfresken“. Dafür sandte ich den Herren Kollegen reichlich Schwefelwasserstoff (H^2S gegen H^2O) und auch gelegentlich andere Gesteine hinauf, denn die Decken waren an den Rändern immer noch durchlässig. Und auch die Bodenränder waren es, so daß auch einmal von meinem Institut aus die „Bewässerung“ des Plainpieds durchgeführt wurde, was meinem Assistenten, der den Gasometer hatte überlaufen lassen, schweres Geld kostete, denn das reichlich mit Chemikalien und Bodendreck geschwängerte Wasser hatte Säbel, Patronentaschen und anderes Lederzeug des unter uns liegenden Militäreffektenlagers arg verdorben. Auch der Definition jenes Mineralogen zu Liebig's Zeit, der auf die Frage, was denn eigentlich Chemie sei, kurz und grob

antwortete: „Chemie ist, was knallt und stinkt“ — sind wir gerecht geworden. Einmal, am 24. Juli 1894, knallte es bei uns recht ordentlich und beinahe wäre die ganze Kavalleriekaserne in die Luft geflogen. Bei einem Doktoranden war infolge der Verkettung unglücklicher Begleitumstände ein Liter Petroläther explodiert. Der Herr trug keine Schuld daran und ich noch weniger, aber eine Nase habe ich doch, als der Verantwortliche, von der Regierung bekommen. Sie war sehr lang, denn der (übrigens durch Versicherung gedeckte) Schaden betrug Fr. 8000. Auch machte man mich darauf aufmerksam, daß wir nicht mehr in einer Artilleriekaserne hausten, sondern der weniger explosiven Kavallerie zugeteilt seien. Aber glücklicherweise heilten die Brandwunden des Doktoranden bald. Das Unheil hätte leicht sehr große Dimensionen annehmen können, wenn der Assistent und der Abwart den Kopf verloren hätten. Sie bewahrten aber ruhig Blut und trugen aus dem brennenden Laboratorium einen mit Aether-Alkohol gefüllten Ballon hinaus. Wenn der auch noch explodiert wäre, so war das Haus und alle seine Insassen verloren. Der Gasdruck hatte bereits die Fenster auf die Straße hinausgeschleudert. Aber der Schaden ist längst geheilt.

Ich wurde seit dieser Zeit aber noch vorsichtiger und so ist in jener Periode, wo Nihilisten bei mir arbeiteten — das Institut stand allen Nationen und politischen Parteien offen — Aiental und Zimmerwald ihre harmlosen Namen hergeben mußten für revolutionäre Konventikel und der recht unscheinbar dreinschauende Lenin gelegentlich im Laboratorium auftauchte, ein strenges Verbot von mir erlassen worden, Sprengstoffe zu fabricieren, was vielleicht nötig war.

Im allgemeinen bewährte es sich nicht, daß ein Laboratorium mitten zwischen andere Institute hineingeschoben worden war. Auch bewährte es sich nicht, daß viel altes Material aus dem chemischen Laboratorium

und der alten Staatsapothek, die übrigens erst 1906 abgerissen wurde, ja selbst aus dem damals niedergerissenen sog. „neuen“ Buchthaus, dem Nachfolger des Schallentwerks, hinüber genommen wurde. Das gab später viel Reparaturen, so nett sich alles neu gestrichen zunächst ausnahm.

Als ich in das erste Stockwerk einzog, fand ich die übrigen Räume des Hauses wie folgt verteilt: Im Erdgeschoß war im Nordflügel die Gewerbehalle, im Südflügel die Kriegsmaterialverwaltung untergebracht; auch im zweiten Stockwerk befand sich im nördlichen Flügel noch Kriegsmaterial, Waffen und Ausrüstungsgegenstände, im südlichen war zunächst die Schulausstellung untergebracht.

Da nun aber die Einrichtung des Pharmazeutischen Institutes gezeigt hatte, daß man durch Umbau sehr wohl aus den Räumen der Kavalleriekaserne, die jetzt die „alte“ genannt wurde, da auf dem Beundensfeld die neue errichtet worden war, etwas machen konnte, so meldeten sich einige Anwärter, die erst Verächter gewesen waren, und 1895 wurden die Räume wie folgt verteilt. Den Nordflügel des zweiten Stockwerkes erhielt das Zoologische Institut (Prof. Studer, der große Säugetierforscher), im Südflügel, der ursprünglich für das pharmakologische und toxiologische Institut reserviert war, wurde 1896 das mineralogisch-geologische Institut (Professor Balzer, dem die Geologie der Schweiz so viel verdankt) eingerichtet, das 1922 geteilt und für das mineralogisch-petrographische Institut (Professor Hugi) allein neu installiert wurde, während das geologische Institut (Professor Arbenz) auf die große Schanze verlegt wurde. Auch aus diesen Instituten sind viele schöne Arbeiten hervorgegangen, die die Institute in der ganzen Schweiz und weit darüber hinaus bekannt machten.

Im Erdgeschoß siedelte sich im Südflügel das Laboratorium des ersten bernischen Kantonschemikers, Pro-

fessor Schaffer, an, im Nordflügel unter Hinzunahme des stehengebliebenen, säulengeschmückten Torgebäudes, des sog. Wachthauses, die schweizerische Schulausstellung (Em. Lüthi) und später auch der Kantonale Lehrmittelverlag (Haller). Auch diese Institute haben wertvolle Arbeit geleistet.

Die alte Kavalleriekaserne war nun ganz dem Unterricht und der Wissenschaft gewidmet und es trat der Wunsch hervor, ihr einen neuen Namen zu geben. Aber weder der Vorschlag, sie „Fellenbergianum“ zu nennen, noch der, sie als „Institutsgebäude der Hochschule“ zu bezeichnen, fand Gnade. So blieb sie denn weiter die alte Kavalleriekaserne und im Munde der ältern Berner der ehemalige Flöhboden.

Es lohnte sich also auch der weitere Ausbau der Kavalleriekaserne im Jahre 1896, der im ganzen 88 700 Franken kostete, sehr wohl — trotzdem er wieder nur Provisorien schuf, da aus den Instituten, so provisorisch sie auch alle waren, doch fortgesetzt im Laufe der Jahre zahllose wertvolle wissenschaftliche Arbeiten hervorgingen und viele tausend Studenten in ihnen Belehrung und Anregung erhielten. Auch hier bewährte sich wieder der Satz: „Es kommt nicht auf den Käfig an, wenn nur der Vogel pfeifen kann.“ — Bekanntlich eines meiner Lieblingszitate.

Als einen ganz besonderen Vorteil dürfen wir aber die zentrale Lage der Kavalleriekaserne ansehen. Ihre mit Projektionseinrichtungen versehenen Auditorien, besonders die des Zoologischen und des Pharmazeutischen Institutes, wurden daher beliebte Heimstätten für die Sitzungen wissenschaftlicher Gesellschaften, der naturforschenden, chemischen, biochemischen und ärztlichen Gesellschaften, ja geradezu eine Zentrale des naturwissenschaftlichen Lebens der Bundesstadt.

Aber der Verkehr wuchs. Alle paar Jahre wurde ein neues Stück der großen Schanze, auf der nun seit 1903

die neue Universität thront, abgegraben, um neue Geleise für die Eisenbahn zu legen. Die Kavalleriekaserne aber wird wie ihr Vater, der alte Artillerieschopf, in neuer Form wieder erstehen. Die Eidgenossenschaft hat sie für 1 800 000 Fr. (Grundsteuerschätzung 1 495 000 Franken) angekauft. Der bernische Große Rat genehmigte am 10. September 1928 den Kaufvertrag.

Und damit schließt die ebenso wechselvolle wie ruhmvolle Geschichte dieses merkwürdigen Hauses. Die wissenschaftlichen Institute werden, dank dem energischen Vorgehen der Regierung des Kantons Bern, 1931 neue schöne Räume an der Muldenstraße beziehen. Das ewige „Provisorium“ hat dann sein Ende erreicht.

R. I. P.
